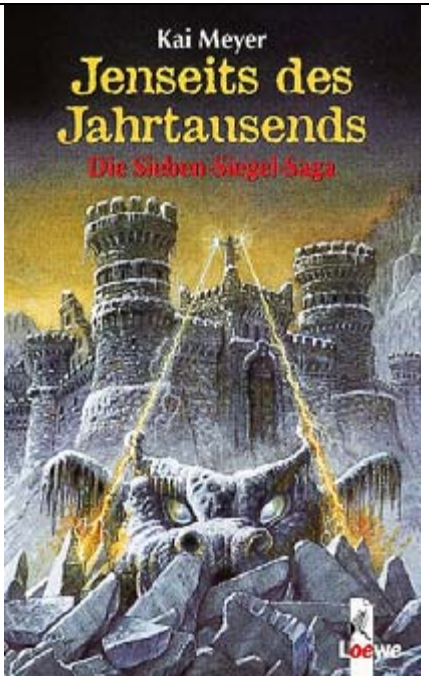


Kai Meyer

Jenseits des Jahrtausends

scanned by unknown
corrected by vt

Man schreibt das Jahr 999. Die Jahrtausendwende steht bevor. Für die zwölfjährige Dea beginnt eine abenteuerliche Reise ins Ungewisse. Denn das Ziel der Reise kennt nur einer: Goten, der sein Leben der Jagd nach Dämonen und Hexen verschrieben hat. Doch was hat Goten mit dem unheimlichen Abakus zu tun, der ständig den Weg der Reisenden kreuzt?

Steckt dahinter etwa der mysteriöse Geheimbund Arkanum? Dea macht sich auf die Suche nach der Wahrheit. Und sie wird gefangen in einer magischen Welt, in der es nur um eines geht: um die Macht über das neue Jahrtausend.

ISBN: 3-7855-3521-X
Verlag: Loewe Verlag GmbH, Bindlach
Erscheinungsjahr: 1. Auflage 1999
Umschlaggestaltung: Andreas Henze

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Die Geschichtenerzähler 3
Weltuntergang 7
Der Fremde 15
Flammenhölle 20
Wer ist Goten? 33
Das Arkanum 40
Der Teufelsprediger 49
Ein rätselhaftes Angebot 68
Der Schrecken aus dem Nordland 79
Echte und falsche Dämonen 89
Unter Hexen 105
Zauberschule 116
Der Schatten der Zukunft 128
Die Wurzel aller Welten 135

Die Geschichtenerzähler

Es war einmal …

So beginnen Geschichten. Zugegeben, nicht alle Geschichten, aber viele von den schönsten.

Ich bin … nein, ich sollte sagen: Wir sind Geschichtenerzähler. Doch das, was wir zu berichten haben, ist nicht in längst vergangener Zeit passiert, oh nein. Was wir erzählen, wird erst viele Jahre später geschehen, und nur aus einem einzigen Grund: *Weil* wir es erzählt haben.

Ist das verwirrend? Ich fürchte, ja.

Es wird einmal …

So sollte meine Geschichte beginnen. Das klingt nicht besonders elegant, ich weiß, aber so liegen die Dinge nun einmal. Denn als ich diese Geschichte zum ersten Mal erzählte, hatte sie sich noch gar nicht zugetragen. Heute aber, da ihr dieses Buch in Händen haltet, liegen die Ereignisse, von denen ich berichten will, bereits viele Jahrhunderte zurück.

Wie das nun gehen soll, wollt ihr wissen?

Nun, das ist eine der Fragen, auf die ihr bald eine Antwort erhalten werdet. Habt nur noch ein kleines bisschen Geduld.

Es gibt sieben von uns. Sieben Geschichtenerzähler, die sich am Ende eines jeden Jahrtausends treffen und einander die Geschehnisse der kommenden tausend Jahre erzählen. Das, was wir einander im Schein unseres Lagerfeuers und inmitten behaglicher Pfeifenschwaden berichten, wird in der Zukunft genau so eintreten. Ob Kriege oder Friedensschlüsse, Freundschaft oder Feindschaft, Geburt oder Tod – wir wissen bereits davon, Jahre und Jahrhunderte, bevor sich all dies tatsächlich ereignen wird.

Niemand kennt uns.

Bisweilen allerdings, in dem einen oder anderen Zeitalter, gab es über uns so manches Gerücht. Die wenigen, die von uns hörten, hielten uns abwechselnd für Götter, Magier oder Hirngespinste. Und das ist gut so. Wenn ihr dieses Buch zu. Ende gelesen und die letzte Seite umgeblättert habt, dann tut einfach so, als wüsstet ihr nichts von all dem. Vergesst uns einfach. Glaubt mir, es ist am besten so.

Die Geschichte, die ich euch erzählen will, dreht sich um ein junges Mädchen namens Dea. Es lebte hier in diesem Land, vielleicht gar nicht weit entfernt von dem Ort, an dem ihr heute wohnt. Denkt einfach mal an sie, wenn ihr durch einen Wald spaziert oder über eine Wiese lauft – es könnte genau die gleiche Stelle sein, an der einst die junge Dea die wildesten Abenteuer erlebte. Genau hier, ja, *hier*, begegnete sie Hexen und Dämonen, blutrünstigen Wikingern und Wesen, denen ich lieber keinen Namen geben will. Denn Namen haben magische Macht. Aber auch darüber sollt ihr später mehr erfahren.

Bevor wir uns nun Dea zuwenden, die gerade in ihrem Heimatort Giebelstein den – zugegeben: nicht besonders aufregenden – Auftrag bekommen hat, frisches Wasser vom Dorfbrunnen zu holen, muss ich erwähnen, was zur gleichen Zeit an anderer Stelle geschah. Dies, so müsst ihr wissen, ist von allergrößter Wichtigkeit. Deshalb hütet euch, einfach darüber hinwegzublättern.

Denn fern von Giebelstein und seinem mittelalterlichen Treiben ereignete sich im Januar des Jahres 999 nach Christus folgende Begebenheit.

Im Wurzelwerk eines gewaltigen Baumes, höher als der höchste Turm und so breit, dass hundert Männer seinen Stamm nicht umfassen könnten, trafen sich sieben seltsame Gestalten.

(Nun ahnt ihr sicher schon, dass ich eine dieser Gestalten bin, aber ich will fortan nicht mehr von mir selbst als »ich«

sprechen, sondern einfach so tun, als könnte ich das sonderbare Treiben ganz unbeteiligt von außen betrachten.)

Diese sieben trafen sich einmal alle tausend Jahre und erzählten sich Geschichten. Geschichten, die den Verlauf des nächsten Jahrtausends bestimmen sollten.

Zwei Jahre lang würden sie von diesem Tag an beieinander sitzen.

Im ersten Jahr würden sie berichten, was sie im vergangenen Jahrtausend erlebt hatten und wo sie gewesen waren; denn diese sieben Geschichtenerzähler sind auch sieben Wanderer, die im Verborgenen quer durch die Welt ziehen, vieles sehen und alles hören.

Im zweiten Jahr aber, das mit dem Januar des Jahres l000 beginnen würde, wollten sie die Ereignisse bis zum Jahr 2000 festlegen, und zwar jedes noch so winzige Detail.

Die Baumwurzel, in deren Verästelungen sie sich trafen, füllte ein ganzes Tal aus. Die meisten Wurzelstränge befanden sich über der Erde und waren dicker als der Leib eines Pferdes. Sie bildeten ein wahres Labyrinth aus hölzernen Torbögen, borkigen Schlingen und Gebilden, die nichts ähnelten, was ein menschlicher Baumeister hätte entwerfen können.

Hier, in dieser Wurzel, versammelten sich die sieben Geschichtenerzähler, entfachten ein Lagerfeuer und zogen Pfeifen aus ihren Bündeln. Die Kleidung aller war staubig, ihr Schuhwerk zerschlissen. Sie hatten lange Wege zurückgelegt, um hierher zu kommen. Einer rollte ein Fass kühles Bier heran, ein anderer pralle Lederschläuche mit herbem, duftendem Wein. Der Tabak in ihren Pfeifen stammte aus fernen Ländern, einer roch würziger und exotischer als der andere.

In keinem Wirtshaus des Mittelalters, an keinem Königshof und an keinem Lagerfeuer gab es in dieser Nacht größere Behaglichkeit als hier, an diesem geheimen Ort im geheimsten aller Wälder.

Denn mochten der große Baum und seine Riesenwurzel auch inmitten einer Lichtung stehen, so erstreckte sich doch rundherum das Dickicht eines tiefen, dunklen Waldlands. Wilde Tiere schrien und balgten in der Finsternis, Käuzchen riefen und Uhus gurrten. Aber keines der Tiere wagte sich an die Wurzel heran, und keines hätte versucht, einen der sieben anzugreifen.

Hier also versammelten sie sich. Sieben Wesen, die sich selbst ganz schlicht die *Erzähler* nannten, und die doch so viel mehr waren – die Meister des neuen Jahrtausends.

Und während die ersten Wolken von Tabakrauch in den Abendhimmel schwebten, während frisch gebackenes Bauernbrot und herzhafter Käse die Runde machten, begannen sie ihre Berichte, einer nach dem anderen.

Sie erzählten und erzählten, und keinem Menschen hätte je langweilig werden können bei dem, was sie zu berichten hatten.

Geschichten von Rittern und hübschen Burgfräuleins, von bettelarmen Leibeigenen und reichen, fetten Händlern. Von widderköpfigen Göttern und ihren blumengekrönten Priesterinnen. Von Ketzern und Kirchenmännern, von Marktweibern und Musikanten, von Seidenspinnerinnen und Sarazenenfürsten. Von Schlachten, Festen und verstohlenem Liebestreiben. Von großen und von kleinen Leuten, von Männern, Frauen und von Kindern.

Und einer von ihnen, einer der Meister des neuen Jahrtausends, erzählte auch von einem Mädchen im fernen Giebelstein.

Er erzählte von Dea.

Weltuntergang

Dea erkannte schon von weitem, dass irgendetwas nicht stimmte. Etwas war anders als sonst, und das Geschrei, das ihr aus der Ferne entgegenschallte, verriet deutlich, dass es nichts Angenehmes war.

In ihrer Hand hielt Dea den hölzernen Eimer, mit dem ihre Mutter sie zum Wasserholen geschickt hatte. Er baumelte an einem festen Strick aus Hanf; die Fasern schnitten in Deas Hand, als sie die Finger zur Faust ballte. Sie spürte ein seltsames Rumoren im Bauch, während sie sich langsam dem Brunnen näherte.

Giebelsteins Dorfbrunnen stand auf dem Platz vor der Kirche. Er war von einer runden, hüfthohen Mauer umgeben. Normalerweise saßen dort die Frauen, erholten sich von der schweren Arbeit und hielten den einen oder anderen Schwatz.

Jetzt aber saß niemand auf der Brunnenmauer. Alle Leute, die sonst um diese Stunde des Vormittags bei der Arbeit auf den Höfen, in der Schmiede oder der Weberei waren, hatten sich zwischen Brunnen und Kirche versammelt. Ihre Rücken versperrten Dea die Sicht.

Sie stellte den Eimer neben dem Brunnen ab – dort standen schon einige andere, alle leer – und eilte auf die Menschenmenge zu. Alle beobachteten angestrengt das Treiben vor der Kirche. Dea war zwölf Jahre alt und ein wenig zu dünn; das kam ihr nun zugute, als sie sich zwischen den Männern und Frauen hindurchzwängte. Die groben Stoffe, die die meisten von ihnen am Körper trugen, rochen muffig.

Etwa sechzig Menschen standen auf dem Platz, das war immerhin fast ein Drittel aller Einwohner Giebelsteins. Zwischen ihnen und der kleinen Holzkirche, in der sie täglich

ihre Gebete sprachen, lag eine Fläche von zwanzig Schritten Breite. Normalerweise war dieser Platz leer, nur am Markttag schlugen hier ein paar Bauern und fahrende Händler ihre Stände auf.

Heute aber herrschte reger Betrieb. Fünf Pferdewagen hatten rechts und links des Kirchtors angehalten. Die Tiere schnaubten unruhig. Männer, Frauen und Kinder kletterten von den Wagen, luden Kisten und Säcke ab und trugen sie schnurstracks ins Innere der Kirche.

Ein einzelner Mann, sehr groß und sehr fett, überwachte das Treiben. Seine Kleidung war aus feinster Seide und Damast. Goldenes Geschmeide lag um seinen feisten Hals, an seinen Wurstfingern glänzten zahllose Ringe und Edelsteine. Fettiger Glanz schimmerte auf seiner Stirn.

Dea erkannte den Mann. Sein Name war Ottwald, ein reicher Händler, der einen halben Tagesritt entfernt ein prächtiges Gut unterhielt. Die Leute erzählten sich, sein Vermögen habe er nur Betrug und dem Handel mit verdorbener Ware zu verdanken. Niemand hier im Dorf mochte ihn, und kaum einer kaufte bei ihm ein. Deshalb war es umso merkwürdiger, dass es ihn heute hierher verschlagen hatte – noch dazu mitsamt seiner Familie und seinem Gefolge.

Und warum, um alles in der Welt, ließ Ottwald die Ladung seiner Karren in die Kirche tragen?

Als einige der Dörfler aufbegehrten und zu wissen verlangten, was hier vorgehe, baute Ottwald sich mit eitler Miene vor ihnen auf, stemmte die Hände in die Hüften und verkündete:

»Bewohner von Giebelstein! Die Sonne geht heute zweimal auf über eurem Dorf. Ihr dürft euch glücklich schätzen. Denn ich, Ottwald von Rehn, habe beschlossen, diese eure Kirche zu meinem neuen Zuhause zu machen.«

Ottwalds Stimme war dröhnend und Ehrfurcht gebietend, und nicht wenige der Giebelsteiner zuckten eingeschüchtert

zusammen.

Auch Dea legte keinen Wert darauf, sich mit dem widerlichen Kerl anzulegen. Trotzdem war sie eine der wenigen, die Mut genug zum Widerspruch aufbrachte.

»Warum in unserer Kirche?« rief sie so laut, dass alle es hören konnten.

Von Seiten der Dörfler trafen sie erstaunte Blicke. Dea galt als kratzbürstig und eigensinnig. Sie hatte nicht viele Freunde im Dorf. Dass sie nun aber gegen den mächtigen Händler aufbegehrte, nötigte den meisten Respekt ab.

Im ersten Moment sah Ottwald aus, als wollte er ihren Einwurf gar nicht beachten. Als jedoch, angesteckt von Deas Kühnheit, weitere Rufe laut wurden, sorgte Ottwald mit einer herrischen Handbewegung für Ruhe.

»Es ist ein schönes Gebäude« begann er, »und –«.

Er kam nicht dazu, den Satz zu beenden, denn im selben Moment öffnete sich eine Gasse in der Menschenmenge, und eine gebeugte Gestalt humpelte heran. Es war Hartwig, der Priester von Giebelstein. Er war alt und gebrechlich und musste sich beim Gehen auf einen Krückstock stützen. Ihm war anzusehen, dass er vor Zorn kochte.

»Ottwald!« schrie der Priester aufgebracht. »Was bildest du dir ein? Ein schönes Gebäude, sagst du? Pah!« Der Priester löste sich aus der Menge und blieb vor Ottwald stehen. Der Händler überragte ihn um mehr als eine Haupteslänge. »Ich weiß, was du planst!« brüllte der alte Mann dem Fetten ins Gesicht. »Die Jahrtausendwende naht. Allerorts spricht man davon, dass die Welt bald untergehen wird. Überall im Land fliehen Betrüger wie du in die Kirchen, weil sie glauben, darin vor dem Zorn des Herrn in Sicherheit zu sein.«

Ottwald lächelte dünn. »Nun, wenn du schon alles weißt, alter Mann, so müssen wir uns wohl nicht länger mit Erklärungen aufhalten.«

Mit diesen Worten zog er ein blitzendes Kurzschwert aus seinem Gürtel und hielt dem Priester die Spitze unters Kinn.

»Du wirst dich mir nicht entgegenstellen« zischte der Händler bösartig. »Ich, meine Familie und mein Gefolge beanspruchen diese Kirche vom heutigen Tag an für uns. Ihr alle mögt hier draußen verrotten, wenn das Jüngste Gericht über die Welt hereinbricht. Wir aber werden von dort drinnen zuschauen … und vielleicht, wenn ihr euch bis dahin freundlich verhaltet, ein Gebet für euch sprechen.«

Dea war überzeugt, dass Ottwald den Verstand verloren hatte. Was bildete dieser Kerl sich ein?

Die Nachricht, dass mit dem Wechsel ins neue Jahrtausend die Welt und die Menschheit ein Ende finden sollten, war keineswegs eine Neuigkeit. Schon lange geisterten Gerüchte darüber durchs Land und waren mit den fahrenden Händlern und Wanderpredigern auch nach Giebelstein vorgedrungen. Die Zeiten waren finster und unsicher, und die Menschen fürchteten den Wechsel ins neue Jahrtausend. Denn dann, so hieß es, würden die Engel des Herrn herabfahren, alles verheeren und die Seelen der Menschen mit sich vor den Thron des Allmächtigen führen. Dort würde über ihr Dasein nach dem Tod bestimmt: ewiges Glück im Himmel oder endlose Verdammnis in den Feuern der Hölle.

Hartwig jedoch, der Giebelsteiner Priester, hatte all dieses Gerede als Frevel abgetan. Die Kirche, so verkündete er, glaube nicht an die Gerüchte und unterstütze niemanden, der sie verbreite. Es werde keinen Weltuntergang und kein Jüngstes Gericht geben – nicht in diesem Jahr und nicht im nächsten. Den meisten Gläubigen hatte er mit seinen Worten die Angst genommen, wenn auch nicht die allerletzten Zweifel.

Auch Dea war keineswegs überzeugt, dass sie alle tatsächlich den Januar des Jahres 1000 erleben würden. Doch wenn nicht, was ließe sich daran schon ändern? Nicht das Geringste. Und

ganz gewiss würde es niemanden retten, sich mit Gewalt in einer Kirche zu verschanzen.

Ottwald bedrohte den alten Priester immer noch mit seinem Kurzschwert. Als Hartwig seine Krücke zum Schlag gegen den Händler heben wollte, ließ dieser die Klinge unmerklich vorzucken. Die Spitze ritzte den faltigen Hals des Alten. Ein dicker Blutstropfen verschwand im Kragen seiner Kutte.

Die Zuschauer hielten den Atem an. Keiner wagte es, sich zu rühren. Eingeschüchtert warteten sie ab, was weiter geschehen würde. Niemand wollte das Leben des Priesters aufs Spiel setzen.

Ottwald schaute sich um. Sein Gefolge hatte vier der fünf Karren entladen und die Kisten und Säcke ins Innere der Kirche gebracht. Knechte lenkten die leeren Wagen davon, um Platz zu schaffen.

Der fünfte Karren aber blieb stehen. Seine Ladung war mit einer grob gewebten Plane abgedeckt. Jetzt machten sich mehrere von Ottwalds Leuten daran, den Stoff beiseite zu ziehen.

Darunter kam ein Berg aus Gold zum Vorschein.

Nicht einfach eine Kiste voller Geschmeide oder ein kleiner Haufen wertvoller Kleinode. Nein, dies war ein ausgewachsener Schatz! Mit ihm hätte man zehn Dörfer von der Größe Giebelsteins kaufen können und dazu alles Land, das sie umgab. Ottwald war sehr viel reicher, als sie alle geahnt hatten.

Auf Geheiß des Händlers wurde der Goldberg auf dem Platz vor der Kirche abgeladen. Knechte warfen mit Schaufeln die glitzernden Kostbarkeiten achtlos zu Boden, wo sie bald einen brusthohen Hügel bildeten. Anschließend wurde auch der letzte Karren fortgeschafft.

Ottwald schenkte dem Priester einen weiteren grimmigen Blick, dann gab er ihm einen brutalen Stoß, der ihn rückwärts in die Arme der Menge schleuderte.

»Dieses Gold ist meine Opfergabe an den Allmächtigen« rief Ottwald laut in die Runde, während sich sein Gefolge in die Kirche zurückzog. »Wer es anfasst, stirbt auf der Stelle.«

Damit deutete er auf das Dach der Kirche, wo drei Männer mit Langbögen Stellung bezogen hatten.

»Das Gold wird Tag und Nacht bewacht« verkündete Ottwald. »Es wird liegen bleiben, bis der Herr selbst vom Himmel steigt und es dankbar entgegennimmt.«

Hartwig warf ihm einen hasserfüllten Blick zu.

»Du kannst dich nicht mit Gold von deinem Schicksal freikaufen, Händler« rief er laut. »All deine Schätze und deine Überheblichkeit können nicht verhindern, was dir widerfahren wird. Deine Sünden lassen sich nicht in Reichtum aufwiegen. Nicht zur Jahrtausendwende und nicht zur Stunde deines Todes.«

Ottwald lachte nur hämisch über die Worte des Priesters. Dann drehte er sich um und trat in den Schatten der Kirche. Hinter ihm wurde das Tor zugeworfen. Die schweigenden Giebelsteiner hörten, wie an der Innenseite der schwere Riegel vorgelegt wurde.

Einen Moment lang herrschte atemlose Stille. Dann aber redeten mit einem Mal alle durcheinander.

Dea hörte eine Weile lang zu, dann machte sie sich auf den Nachhauseweg. Sie hielt kurz am Brunnen an, schöpfte Wasser in ihren Eimer und lief dann weiter. Dabei überholte sie Hartwig, der sich vom Vorsteher des Dorfes stützen ließ. Der Priester sagte gerade mit verbissener Miene:

»Das wird der Hundsfott noch bitter bereuen.«

Mit zittriger Hand wischte der alte Mann sich das dünne Blutrinnsal vom Hals.

»Was hast du vor?« fragte der Vorsteher.

»Ich werde nach Goten schicken lassen. Er ist der richtige

Mann für diese Sache.«

»Goten? Der Hexenjäger?«

Dea sah noch, wie Hartwig nickte, dann war sie an den beiden Männern vorbei und rannte zu der Hütte am Ortsrand, in der sie allein mit ihrer Mutter lebte.

Während sie überlegte, mit welchen Worten sie daheim die Ereignisse schildern wollte, gingen ihr die Worte des Priesters nicht aus dem Kopf.

Goten.

Später, als sie am Herdfeuer davon erzählte, wurde ihre Mutter schlagartig bleich.

»Und er hat wirklich Goten gesagt?« fragte sie mit schwacher Stimme. Deas Mutter war klein und ein wenig pummelig. Sie hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihrer Tochter. Manchmal, in den düsteren Stunden nach Einbruch der Dunkelheit, ganz allein unter ihrer Decke, hatte sich Dea gefragt, ob sie ihre Mutter wohl auch hätte leiden können, wenn sie nicht mit ihr verwandt gewesen wäre. Ob sie sonst noch etwas verband? Bis heute hatte sie darauf keine Antwort gefunden.

»Er will nach Goten schicken lassen« bestätigte Dea. »Ich hab’s genau gehört.«

Daraufhin stand ihre Mutter auf und wandte sich wortlos zur Tür. Sie ging allein hinaus in den Wald, mit einem Gesicht so weiß wie frische Kuhmilch und Händen, auf denen sich blau jede Ader abzeichnete.

Dea schaute ihr hinterher und wusste, dass sie erst spät am Abend zurückkehren würde, mit trockenen Blumen im Haar und aufgeschürften Knien. So sah sie immer aus, wenn sie im Unterholz niedergekniet war und zu den uralten Göttern des Waldes gebetet hatte.

War etwa das der Grund, weshalb ihre Mutter den Hexenjäger

fürchtete? Weil sie insgeheim noch immer eine Anhängerin des alten heidnischen Glaubens war?

Dea war ratlos.

Goten, dachte sie grübelnd. *Der Hexenjäger.*

Der Fremde

Eine Woche später, an einem frühen Abend Ende Januar 999, hallte der Hufschlag eines mächtigen Rosses durch die Wälder rund um Giebelstein. Holzfäller sahen von ferne einen weißen Schemen hinter den Bäumen dahinziehen, gefolgt von dem knirschenden Geräusch eiserner Karrenräder, die tiefe Furchen in den Waldweg schnitten.

Bald darauf kam auf der Dorfstraße ein wunderliches Gefährt zum Stehen – ein Wagen, beladen mit allerlei Kisten und Kästen, gezogen vom größten und stärksten Schimmel, den die Dorfbewohner je zu Gesicht bekommen hatten. Das Tier ähnelte eher einem Schlachtross als einem gewöhnlichen Zugpferd.

Doch mochte das Ross auch eines Ritters würdig sein, so war die einsame Gestalt auf dem Wagen alles andere als ein stolzer Krieger. Der Mann trug eine dunkle Kutte und hatte sich seine Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Augen und Nase lagen im Dunkeln, nur sein Kinn ragte aus den Schatten. Seine Hände steckten in schwarzen Handschuhen aus Leder, seine Stiefel waren edel verarbeitet und zeugten von Reichtum. Ein Breitschwert lag neben ihm auf dem Kutschbock, und sein Besitzer sah aus, als wüsste er damit umzugehen.

Trotzdem verriet ein silbernes Kreuz, das an einer Kette über seiner Brust baumelte, dass der Fremde ein Mann Gottes war.

Goten war nach Giebelstein gekommen, und wer ihm begegnete, eilte rasch aus seinem Weg in den Schutz der Häuser. Innerhalb weniger Herzschläge war die Dorfstraße wie leer gefegt.

Dea sah den Hexenjäger zum ersten Mal, als er die Stufen zum Wirtshaus hinaufstieg. Eigentlich erkannte sie nicht viel mehr als eine schwarze Gestalt, die hastig im Inneren des Gebäudes

verschwand; es hätte ebenso gut der Schatten eines großen Raubvogels am Himmel sein können, der für einen Moment auf Giebelstein und seine Bewohner gefallen war.

Ein paar kleine Kinder näherten sich verstohlen dem Karren und warfen neugierige Blicke auf die Kisten, die auf der Ladefläche gestapelt waren. Doch als sie sich auf weniger als drei Schritte heranwagten, stieß das weiße Ross ein kraftvolles Schnauben aus, stampfte mit den Hufen und fletschte das riesige Gebiss. Nicht einmal Goten selbst hätte die Kleinen schneller in die Flucht schlagen können.

Dea umrundete das Wirtshaus, um nachzusehen, ob sie erkennen konnte, in welchem Zimmer sich der unheimliche Mann einquartiert hatte. Vergeblich. Falls sich Goten tatsächlich in einer der Kammern aufhielt, so hatte er keine Kerze entzündet.

Es war schon spät, als sie schließlich nach Hause lief. Irgendetwas sagte ihr, dass es wichtig war, ihrer Mutter von Gotens Ankunft zu berichten. Dea war gespannt, wie sie auf die Neuigkeit reagieren würde. Würde sie wieder hinaus in die Wälder gehen, zu einem der alten Kultplätze, und auf ihren Knien den halb vergessenen Gott der Bäume mit seinem mächtigen Hirschgeweih anflehen?

Doch als Dea ihre Hütte erreichte, erlebte sie eine Überraschung. Keine erfreuliche.

Die Tür war von innen verriegelt. Hinter einem der Fenster, die mit halb durchsichtigen Häuten bespannt waren, erkannte sie den Umriss ihrer Mutter. Doch als Dea sie rief, gab sie keine Antwort. Tat einfach, als sei niemand daheim.

»Was ist los?« fragte Dea und pochte erneut gegen die Tür. »Warum lässt du mich nicht rein?«

Keine Antwort.

»Mutter? Warum redest du nicht mit mir?«

Freilich war es nicht das erste Mal, dass ihre Mutter beleidigt tat. Doch für gewöhnlich kannte Dea zumindest den Grund.

Jetzt aber konnte sie sich beim besten Willen nicht erinnern, wie sie ihre Mutter verärgert haben könnte.

»Mutter! Mach bitte auf!«

Noch immer blieb es still in der Hütte.

Dea wurde allmählich unruhig. Erst wütend, dann verwirrt. Was, zum Teufel, sollte das? Sie hatte doch genau gesehen, dass ihre Mutter zu Hause war.

Sie versuchte es ein letztes Mal. »Sag mir doch wenigstens, was ich verbrochen habe.«

Dea stand an der Vorderseite der Hütte, als sie plötzlich im rückwärtigen Teil etwas zuschlagen hörte. Die Hintertür!

Hastig lief sie zur Rückseite. Von hier aus waren es nur wenige Schritte bis zum Waldrand, und sie vermutete schon, ihre Mutter sei abermals ins Unterholz gelaufen.

Aber sie irrte sich.

Am Fuß der Hintertür lag ein prall gefülltes Bündel. Dea besaß zwei Wämser, die sie abwechselnd trug; eines davon hatte sie auch heute an. Das zweite aber hing oben aus der Öffnung des Bündels, sie konnte es ganz genau an der hellgrünen Farbe erkennen.

Dea bückte sich und untersuchte den Inhalt des Bündels. Wenige Blicke genügten, um zu erkennen, dass sich all ihre Habseligkeiten darin befanden. Eine der beiden Männerhosen, die sie so gerne trug, und auch der stumpfe Dolch, den sie einmal vom Schmied geschenkt bekommen hatte; er war das Wertvollste, das sie besaß.

Sie hockte neben dem Bündel am Boden, ihre kargen Besitztümer in Händen, und spürte plötzlich, dass ihr Tränen über die Wangen liefen.

»Mutter?« schluchzte sie leise. Und noch einmal: »Mutter?«

Einige Atemzüge lang herrschte weiterhin Schweigen, nur Deas leises Weinen erfüllte die Dunkelheit. Dann aber raschelte es jenseits der Tür.

»Geh fort!«, sagte Deas Mutter hinter dem Holz. Sie klang nicht wütend, nur traurig. »Du musst fort von hier.«

»Warum?« Nur dieses eine Wort. Mehr bekam Dea nicht heraus.

»Ein anderer wird dir die Antwort darauf geben«, sagte ihre Mutter.

»Ein anderer?« Dea verstand überhaupt nichts mehr. »Was meinst du, Mutter? Wer?«

»Geh zu Goten! Er hat alle Antworten für dich.«

Ein eiskalter Schauder lief über Deas Rücken.

»Der Hexenjäger?« Allein die Vorstellung bereitete ihr Übelkeit. »Was soll ich bei ihm?«

Ihre Mutter schwieg wieder für eine Weile, dann sagte sie mit niedergeschlagener Stimme: »Leb wohl, Dea. Ich glaube nicht, dass wir uns wieder sehen werden.«

Dea sprang auf und hämmerte verzweifelt gegen die Tür, aber nichts, was sie tat oder brüllte, zeigte eine Wirkung. Ihre Mutter antwortete nicht mehr. Ihr Entschluss, die Tochter zu verstoßen, stand unabänderlich fest.

Schließlich löste sich Dea von der Tür. Der Schmerz in ihrem Inneren war entsetzlich. Sie hätte ihren Kummer nicht in Worte fassen können, so überwältigend, so allumfassend erschien er ihr. Sie hatte das Gefühl, als sei die dünne Hüttenwand, die sie von ihrer Mutter trennte, zu einem unüberwindbaren Hindernis geworden.

Aber aus Verzweiflung wurde allmählich Wut. Sicher, im Augenblick war es kalt und dunkel, und alles sah trist und hoffnungslos aus. Aber wie wollte ihre Mutter sie davon abhalten, bei Tageslicht zurückzukommen? Irgendwann würde

sie die Riegel beiseite schieben und ins Freie kommen müssen. Und dann würde Dea sie erwarten und zur Rede stellen. Schließlich würden sie sich in die Arme fallen, und alles würde wieder sein wie früher.

Ja, genau. Nur hell musste es erst einmal werden.

Sie nahm ihr Bündel auf, warf es sich über den Rücken und entfernte sich von der Hütte. In einigen der benachbarten Behausungen flackerte noch Kerzenschein durch Ritzen im Holz, aber niemand war draußen im Freien. Hatten die Nachbarn nicht mitbekommen, was zwischen Dea und ihrer Mutter vorgefallen war? Oder stellten sich alle nur taub, um sich nicht einmischen zu müssen? Vielleicht hätten sie sich verpflichtet gefühlt, Dea ein Quartier anzubieten – aber keiner wollte sie bei sich haben.

Dea war bei den anderen niemals besonders beliebt gewesen, trotz ihres hübschen Aussehens. Die Abneigung der Dörfler war eines der wenigen Dinge, die sie mit ihrer Mutter gemeinsam hatte. Gewiss, der eine oder andere Junge schaute ihr manchmal hinterher, wenn ihr langes rotes Haar an ihm vorüberwehte, doch das war auch schon alles. Sie fühlte sich als Außenseiter, heute Nacht noch mehr als je zuvor.

Der Pferdewagen des Hexenjägers stand nicht mehr vor dem Wirtshaus. Der Knecht musste das Ross in den Stall gebracht haben. Dea ließ ihren Blick über die Fensterhäute des Gasthofs schweifen, aber nirgends flackerte Kerzenschein.

Geh zu Goten, hatte ihre Mutter gesagt.

Er hat alle Antworten für dich.

Flammenhölle

Als Dea erwachte, war die Sonne bereits aufgegangen.

Sie richtete ihren Oberkörper auf und schüttelte Sand aus ihrem langen Haar. Obwohl sie ihren Kopf während der Nacht auf das Kleiderbündel gelegt hatte, waren die Stunden im Freien nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie hatte am Rande der Dorfstraße geschlafen, gegenüber vom Gasthaus, mit angezogenen Knien und krummem Rücken. Und jetzt tat ihr jeder einzelne Knochen, jeder einzelne Muskel weh. Außerdem fror sie erbärmlich. Nicht einmal die Felldecke aus ihrem Bündel hatte daran etwas ändern können.

Das morgendliche Treiben zwischen den Hütten und Häusern war bereits in vollem Gang. Dea konnte die verwunderten und argwöhnischen Blicke der anderen wie Nadelstiche spüren. Wahrscheinlich hatte es sich schon herumgesprochen, dass ihre Mutter sie vor die Tür gesetzt hatte. Alle mussten annehmen, dass sie irgendetwas Schreckliches verbrochen hatte, um eine solche Strafe zu verdienen.

Sie blickte zum Wirtshaus und rieb sich den Schlaf aus den Augen. Als sie die Lider wieder öffnete, stand Goten im Türrahmen und starrte zu ihr herunter; zumindest nahm sie das an, denn sein Gesicht lag wie schon am Vortag im Schatten der Kapuze. Seine schwarze Kutte reichte bis zum Boden, das Breitschwert baumelte bedrohlich an seiner Seite.

Dea wollte aufstehen und zu ihm gehen, aber der finstere Anblick des Hexenjägers raubte ihr allen Mut. Einen Augenblick lang brachen sich Sonnenstrahlen auf dem silbernen Kreuz auf seiner Brust. Sie blendeten Dea. Blinzelnd wandte sie sich ab.

Als sie wieder hinschaute, war Goten fort. Sie entdeckte ihn

am Ende der Straße, auf dem Weg zur Kirche. Großer Gott, er war *schnell!*

Sie rappelte sich auf und folgte ihm. Auch andere schlugen diesen Weg ein, und mit jeder Minute wurden es mehr. Alle wollten sehen, wie Goten den Händler Ottwald aus Giebelsteins Dorfkirche vertrieb.

Diesmal hielt die Menge größeren Abstand. Die Mutigsten wagten sich bis zum Brunnen vor, doch die meisten blieben weit dahinter zurück. Dea aber stand in vorderster Reihe, ihr Bündel fest mit beiden Händen umklammert.

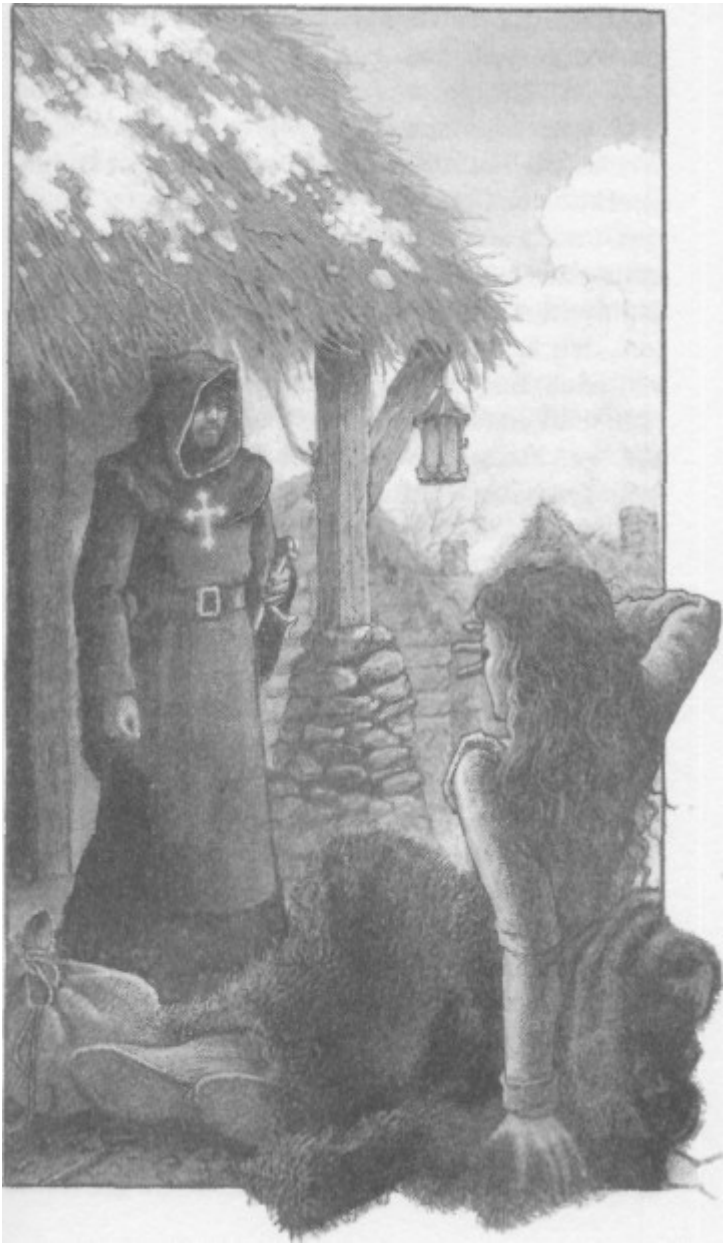
Der Goldberg auf dem Platz vor der kleinen Holzkirche lag da wie am ersten Tag. Niemand hatte ihn berührt. Vom Dach aus behielten Ottwalds Bogenschützen die glitzernde Opfergabe wachsam im Auge.

Goten jedoch kümmerte sich nicht um die drei Männer, die bei seinem Eintreffen sogleich Pfeile an ihre Bogensehnen legten. Er ging mit kraftvollen Schritten zum Portal der Kirche und hämmerte dreimal mit geballter Faust dagegen. Das Holz erzitterte, die Schläge hallten laut im Inneren des Gotteshauses wider.

»Was?«, brüllte eine Stimme von innen. Weder Ottwald noch einer seiner Leute hatten seit einer Woche auch nur die Nasenspitze aus dem Tor gestreckt.

»Ottwald von Rehn«, sagte Goten laut, und Dea hatte das Gefühl, dass die Worte ebenso den versammelten Dorfbewohnern wie dem Händler galten. »Ich fordere dich auf, dieses Haus Gottes zu verlassen, Buße zu tun und dich der höchsten Gerichtsbarkeit, deinem Schöpfer, zu stellen.« In Deas Ohren klang das wie auswendig gelernt. Der Hexenjäger hatte wohl nicht zum ersten Mal mit einem Verrückten wie Ottwald zu tun.

»Wer ist da?«, schrie der Händler wutentbrannt jenseits der Tür.



Goten gab keine Antwort. Das hatte er nicht nötig. Er wartete geduldig ab, bis einer der Bogenschützen auf dem Dach Ottwald über den Herausforderer in Kenntnis gesetzt hatte.

Eine Weile lang herrschte im Inneren der Kirche merkliche Aufregung. Wortfetzen drangen ins Freie, aufgeregtes Gemurmel aus männlichen und weiblichen Kehlen.

Dann aber brüllte Ottwald: »Ruhe!« Und sofort verstummten die Stimmen seiner Verwandten und Lakaien.

»Goten!«, rief der Händler dann. »So bist du also selbst hergekommen. Ich wusste nicht, dass ich so bedeutend bin.«

Auch darauf gab der Hexenjäger keine Antwort. Er stand reglos vor dem Tor, und seine schwarze Kutte flatterte im kalten Januarwind. Völlig unvermittelt wurde Dea klar, wie viel Glück sie gehabt hatte, dass sie heute Nacht auf der Straße nicht einfach erfroren war. Es war kaum Schnee gefallen in diesem Winter, die hauchdünne Schicht war schon vor zwei oder drei Wochen geschmolzen. Seitdem war es kalt, fror aber nicht mehr. Allerdings hatten die Alten prophezeit, dass sich das Wetter in den kommenden Tagen verschlechtern würde.

»Ich werde hier nicht fortgehen, Goten«, brüllte Ottwald durch das Portal. »Um nichts in der Welt. Nimm dir von dem Gold so viel du willst, aber lass uns in Frieden, Hexenjäger!«

»Die Welt wird nicht untergehen, Ottwald.«

»Das sagst du! Aber wie kannst du dich über den Willen des Herrn erheben?«

»Der Wille des Herrn ist, dass diese Menschen wieder in ihrer Kirche beten können, wann und so oft sie wollen.«

»Sag ihnen, sie sollen sich eine neue bauen!«

Zorn lag plötzlich in Gotens Stimme. »Ich sage dir, Ottwald von Rehn, dass du diese Kirche verlassen wirst – oder aber du und die deinen werden noch heute zu Grunde gehen!«

Ottwald gab keine Antwort. Stattdessen erschien er nach

wenigen Augenblicken oben auf dem Dach, schwer atmend von dem raschen Aufstieg. Die drei Bogenschützen gesellten sich an seine Seite.

»Falsch, Hexenjäger!«, rief der Händler von oben herab. »Ich könnte *deinen* Tod befehlen, jetzt gleich, wenn ich es wollte. Aber du sollst unbehelligt von dannen ziehen, Goten. Dein Tod bedeutet mir nichts. Verschwinde von hier, und kehre niemals zurück!« Damit gab er einem der Schützen ein Zeichen, und der Mann ließ einen Pfeil in die Tiefe herabzucken. Er schlug nur einen Schritt von Goten entfernt in den Boden. Das Geschoss war absichtlich fehlgegangen. Nur eine Warnung.

Aber Goten war kein Mann, dem man ungestraft drohte. Jeder hier wusste das. Sein Ruf war bekannt. Unerbittlich verfolgte er diejenigen, die es wagten, sich gegen die Kirche zu stellen. Heiden, Ketzer, Hexen – Goten sprach Gericht über sie und strafte streng. Viele hatte er schon geächtet, viele hatte er in den Kerker geworfen. Es war verwunderlich, dass Ottwald sich angesichts dessen zu solch einem Fehler hinreißen ließ.

Goten schenkte dem Pfeil keine Beachtung. Ungerührt drehte er sich um und entfernte sich gemessenen Schrittes vom Kirchtor. Die Menge am Brunnen teilte sich, um Platz für ihn zu schaffen.

»Leg dich nicht mit mir an, Goten!«, höhnte Ottwald oben auf dem Dach. »Es könnte das Letzte sein, was du tust.«

Die Menge hielt den Atem an, als Goten wie vom Blitz getroffen stehen blieb. Ganz langsam wandte er sich um und schaute zum Kirchdach empor. Sein Tonfall war eisig.

»Sag deinen Leuten, sie haben die Wahl«, rief er. »Entweder, sie verlassen die Kirche, oder sie sterben an deiner Seite!«

Ohne Ottwalds Erwiderung abzuwarten, ging Goten davon, zurück in Richtung Wirtshaus.

Dea blickte ihm nach. Es war ihr egal, was die anderen redeten. Früher hätte sie angestrengt gelauscht, versucht,

Gerüchte aufzuschnappen. Jetzt aber war ihr nur wichtig, so eng wie möglich bei Goten zu bleiben. Sie hatte fast das Gefühl, als zerrte er sie an einem unsichtbaren Band hinter sich her. Ob das eines der Gebete ihrer Mutter bewirkt hatte? Ach was, Unsinn! Sie war neugierig, das war alles.

Hastig lief sie hinter dem Hexenjäger her. Ohne ihm zu nahe zu kommen, beobachtete sie, was er als Nächstes unternahm.

Vor dem Gasthof stand Gotens Pferdekarren bereit. Der Hexenjäger sprang mit wirbelndem Gewand auf den Kutschbock, griff nach den Zügeln und trieb sein Ross Richtung Kirche. Dea musste rasch zur Seite springen, damit sie nicht unter die Hufe des mächtigen Pferdes geriet. Mit einem Fluch auf den Lippen fuhr sie herum und eilte hinter dem Karren her, zurück zum Kirchplatz.

Die Menschenmenge spritzte erneut auseinander, als Goten zurückkehrte. Vor der Kirche sprang der Hexenjäger vom Bock und machte sich an einem großen Fass zu schaffen, das an der hinteren Kante des Karrens stand. Er zog einen Pfropfen heraus, und sogleich spritzte unter starkem Druck der Strahl einer Flüssigkeit daraus hervor. Sie war rötlich und ergoss sich hinter dem Karren auf den Boden. Unter den verwunderten Blicken der Bogenschützen kehrte Goten seelenruhig zurück auf den Kutschbock. Dann lenkte er das Pferdegespann gelassen in einem engen Kreis um die Kirche.

Ottwald war vom Dach des Gotteshauses wieder ins Innere herabgestiegen. Wer aufmerksam horchte, konnte hinter dem Portal seine Stimme hören. Er schrie in maßloser Wut auf seine Gefolgsleute ein. Dea rümpfte die Nase; Kerle wie der Händler ließen ihren Zorn und ihre Hilflosigkeit stets an Schwächeren aus. Um seine Drohung wahr zu machen und einen Mann wie Goten zu töten, fehlte dem fetten Kaufmann der Mut.

Wenig später hatte Gotens Karren seinen Kreis um die Kirche beendet. Der Hexenjäger verschloss das Fass wieder, dann

lenkte er den Wagen zum Rand des Kirchplatzes.

Verwirrt betrachtete Dea die nasse Spur, die der Karren rund um die Kirche zurückgelassen hatte. Die rätselhafte Flüssigkeit bildete einen Ring um das gesamte Gebäude, kaum drei Schritte von den hölzernen Wänden entfernt.

Ein Raunen und Flüstern ging durch die Menge. Niemand wusste so recht, was nun geschehen würde. Sogar der Vorsteher und Hartwig, der Priester, zeigten sich ratlos.

Goten kam zu Fuß zurück. Alle, die erwartet hatten, er würde nun sein Schwert blankziehen und Ottwald damit drohen, wurden enttäuscht. Lediglich zwei runde Steine hielt Goten in Händen, und mit ihnen trat er nun an den Ring aus Flüssigkeit.

Noch einmal wandte er sich an die versammelten Giebelsteiner. »Geht zurück!«, forderte er in herrischem Tonfall. Die Menschen gehorchten auf der Stelle.

»Weiter, weiter!«, rief Goten ihnen zu.

Und während Dea und die anderen zurückwichen, bis sie fast gegen die Hütten am Rande des Kirchplatzes stießen, wandte Goten sich an die Bogenschützen auf dem Dach. Die drei Männer wussten nicht recht, ob sie ihn bedrohen oder lieber davonlaufen sollten.

»Ich gebe euch zum letzten Mal einen guten Rat«, rief der Hexenjäger ihnen zu. »Und gebt ihn auch an alle anderen weiter, die sich in der Kirche verkrochen haben!« Goten griff unter seine Kutte und zog eine große Sanduhr aus dickem, trübem Glas hervor. Deutlich sichtbar für alle, stellte er sie außerhalb des Kreises am Boden ab. »Wenn der Sand durchgelaufen ist«, fuhr er fort, »wird jeder sterben, der sich im Inneren der Kirche aufhält – ganz gleich ob Mann oder Frau oder Kind! Sagt das euren Leuten. Wer nicht auf der Stelle herauskommt, ist des Todes!«

Die Bogenschützen sahen einander unschlüssig an, dann verließen sie nacheinander ihre Posten. Hastig verschwanden sie unter dem Dach, und bald drangen aus der Kirche die Laute eines heftigen Aufruhrs. Ottwalds Stimme übertönte alle anderen, aber erstmals schien sich Widerstand gegen seine Befehle zu regen.

Dea sah von weitem zu, wie der Sand durch die Glaskolben der Uhr rieselte. Die Hälfte der Zeit war bereits abgelaufen.

Mit einem Donnern schwangen plötzlich die hohen schmalen Flügel des Portals auf. Dahinter war es vollkommen dunkel. Einige Herzschläge lang rührte sich nichts. Die Menge hielt den Atem an. Dann aber wurden Schritte und Rufe im Inneren der Kirche laut, und schlagartig ergoss sich ein Schwall von Menschen aus dem hölzernen Gebäude hinaus auf den Platz. Dea erkannte Ottwalds Familie, dann sein gesamtes Gefolge. Sogar die drei Bogenschützen hatten ihre Waffen beiseite geworfen und flohen rasch ins Freie.

Nur Ottwald zeigte sich nicht.

Die letzten Körner rauschten aus dem oberen Kolben der Sanduhr. Gotens Frist war abgelaufen.

Ohne weitere Warnung ging der Hexenjäger in die Hocke und schlug über der Flüssigkeit zweimal die beiden Feuersteine gegeneinander. Beim ersten Hieb sprühten nur winzige Funken und verpufften, beim zweiten aber loderte am Boden eine Flamme empor. Ganz kurz schien sie einsam im Sand zu tanzen, dann breitete sie sich mit einem lauten Fauchen in beide Richtungen über den gesamten Ring aus.

Die Menschen auf dem Kirchplatz schrien auf. So etwas hatten sie noch nie gesehen. Der Flammenring rund um die Kirche sah aus, als wären die Feuer der Hölle durch den Boden gebrochen, um das Gotteshaus zu verzehren.

Keiner der Zuschauer brüllte lauter als Hartwig. Der alte Priester hatte Augen und Mund weit aufgerissen, fasste sich mit

der Linken an die Brust und fuchtelte mit seinem Krückstock. Er stieß gellende Schreie in die Richtung des Hexenjägers aus, drohte und fluchte, als wäre er selbst im Kreis der Flammen eingeschlossen.

Hartwig hatte Goten herbeigerufen, weil er sich von ihm Hilfe erhofft hatte. Ottwald sollte vor Gericht gestellt werden – vor das Gericht der Kirche und das Gericht Gottes. Doch was tat der Hexenjäger stattdessen? Er brannte die gesamte Kirche nieder! Zerstörte alles, für das Hartwig die ganzen Jahre gearbeitet hatte!

Ohne den tobenden Alten zu beachten, blickte Goten durch das Feuer zur Kirche. Die ersten Flammen griffen auf die Holzwände über. Rasend schnell züngelten sie an den Brettern und Balken empor.

Oben auf dem Dach erschien eine kolossale Gestalt. Der fette Ottwald hatte sich Mantel und Hut aufgesetzt, als ginge es darum, die schreckensbleichen Zuschauer würdig zu grüßen. Ein irres Grinsen lag auf seinen Zügen, als er einen der Langbogen hob und unter schrillem Gelächter einen Pfeil auf Goten abschoss.

Der Angriff schlug fehl. Goten zuckte nicht einmal, während der Pfeil zwei Schritte neben ihm im Boden stecken blieb.

Ottwald blieb keine Zeit für eine erneute Attacke. Ein Donnern und Brüllen ertönte aus dem Inneren der Kirche, als das Feuer auch dort zu wüten begann. Das Dach brannte bereits an mehreren Stellen, und jetzt loderten die Flammen auch rund um den fetten Händler empor. Ihr Gleißen und Glosen verbarg gnädig das weitere Schicksal des Wahnsinnigen. Ottwald von Rehn verbrannte mitsamt der Kirche, die er so begierig für sich beansprucht hatte.

Goten wandte sich ungerührt ab, hob die Sanduhr vom Boden und ging ruhigen Schritts auf seinen Pferdekarren zu. Das mächtige Ross stand vollkommen still, trotz des nahen Feuers.

Es kannte seinen Herrn, und es kannte seine Art, mit Verbrechern wie Ottwald fertig zu werden. Dea fragte sich, ob Goten wohl schon andere auf diese Weise zur Strecke gebracht hatte.

Sicher, die Grausamkeit des Hexenjägers stieß sie ab, ja, sie verachtete ihn für die Leichtfertigkeit, mit der er Hartwigs Lebenswerk zerstört hatte. Doch hatte der Priester ihn nicht selbst herbeigerufen? Plötzlich sah sie in Goten so etwas wie einen unheilvollen Geist, den man in der Not heraufbeschwor, nicht ahnend, dass man damit alles nur noch schlimmer machte.

Der alte Priester schleppte sich auf Goten zu und schrie furchtbare Verwünschungen, wünschte ihm die Pest an den Hals, jammerte und wehklagte. Sonst aber wagte keiner, sich dem gnadenlosen Hexenjäger entgegenzustellen.

Niemand außer Dea.

Sie wartete ab, bis der unheimliche Mann auf dem Kutschbock seines Karrens Platz genommen hatte, dann löste sie sich aus der Menge, huschte auf den Wagen zu und sprang blitzschnell auf die Bank neben Goten. Ihr Bündel polterte, als es auf dem Holz zu Gotens Füßen aufschlug.

Jene, die Dea beobachtet hatten, wurden vor Schreck mucksmäuschenstill. Sie waren überzeugt, dass Goten das Mädchen teuflisch bestrafen würde.

Doch Goten blieb ruhig. Ja, er würdigte Dea nicht eines Blickes. Ohne ein Wort trieb er sein Ross an, tat einfach, als sei er immer noch ganz allein auf dem Kutschbock.

Während die Kirche zu einem lodernden Inferno wurde und die verängstigten Menschen immer weiter von der Gluthölle abrückten, lenkte Goten den Karren die Dorfstraße entlang. Er hielt nicht am Gasthof an, wie alle befürchtet hatten, sondern fuhr schnurstracks an den äußeren Hütten vorbei. Einige, die den ersten Schrecken bereits überwunden hatten, atmeten voller Erleichterung auf. Wenigstens würde der Hexenjäger hier im

Dorf kein weiteres Unheil stiften.

Auch Dea war erstaunt, als das Gespann am Gasthaus vorüberrumpelte. Ihr wurde ganz übel, als ihr klar wurde, dass Goten Giebelstein verlassen würde, und es kostete sie einige Mühe, den Riesenkloß in ihrem Hals hinunterzuschlucken. Sie war jetzt ganz allein mit ihm.

Am allermeisten aber verunsicherte sie, dass ihr Auftauchen Goten so gleichgültig ließ. Sie hatte gehofft, ihn überrumpeln zu können, ihm dadurch irgendeine Nachricht, einen Satz über ihr Schicksal entreißen zu können. *Antworten*, hatte ihre Mutter gesagt.

Doch der Hexenjäger beachtete sie gar nicht. Er tat, als sei es nicht weiter ungewöhnlich, dass sie neben ihm auf dem Kutschbock saß. Es war fast, als hätte er sie erwartet.

»Ich … mein Name ist Dea«, brachte sie hervor und hasste sich selbst für ihr Stammeln.

»Soso«, kam es dumpf aus dem Schatten der Kapuze. Noch immer hatte sie keinen Blick auf sein Gesicht werfen können.

Vielleicht ist er verunstaltet, durchfuhr es sie. Vielleicht darf deshalb niemand wissen, wie er aussieht.

Doch sie hatte diese Gedanken kaum zu Ende gebracht, als Goten sich plötzlich zu ihr umdrehte.

Das graue Zwielicht des Winternachmittags erhellte vage das Gesicht unter der Kapuze.

Das Erste, was Dea dachte, war etwas völlig Verrücktes:

Er sieht ja aus wie ich!

Nun, natürlich tat er das nicht wirklich. Goten war ein erwachsener Mann, weit über dreißig Jahre alt, und an seinem Kinn und seinen Wangen sprossen Bartstoppeln. Er hatte eine lange Narbe, die quer über seine Stirn, durch die linke Augenbraue und bis hinab zur Wange führte – ein Wunder, dass die Verletzung ihm nicht das Auge geraubt hatte.

Und doch war da etwas an ihm, das Dea nur zu gut kannte – von ihrem eigenen Spiegelbild auf der Oberfläche des Waldweihers. Goten hatte die gleichen vollen, dunklen Augenbrauen wie sie, und das, obwohl sein Haar blond war. Ihr eigenes hatte einen Stich ins Rötliche, und je älter sie wurde, desto feuriger wurde es. Seine Augen waren katzenhaft grün, genau wie die ihren. Und, vor allen Dingen: Er hatte unter dem rechten Auge ein winziges Muttermal, genau an der gleichen Stelle wie sie selbst. Es sah aus wie ein kleines Herz, durch das jemand ein Schwert gerammt hatte – die gleiche Form wie bei ihr. »Mäuseherz«, hatte ihre Mutter sie deshalb genannt, als Dea noch klein gewesen war. Aber das war lange her, und seit letzter Nacht schienen mehrere Jahre dazugekommen zu sein. Dea kam sich mit einem Mal schrecklich erwachsen vor.

»Ich muss mit Euch sprechen«, sagte sie, als Gotens Blick sie durchbohrte. Sie hatte das Gefühl, möglichst schnell etwas sagen zu müssen. *Irgendetwas.*

»Ich weiß«, erwiderte er und wandte seine Augen wieder dem schlammigen Waldweg zu.

»Ach, ja?«

»Deine Mutter schickt dich, nehme ich an«, drang es unter der Kapuze hervor. »Oder sagen wir besser, die Frau, die du bis jetzt für deine Mutter gehalten hast.«

»Die ich –«. Dea brach ab. Seine Worte trafen sie wie ein Blitzschlag.

»Du wirst alles erfahren«, sagte er. »Es ist längst an der Zeit, fürchte ich.«

Erneut drehte er sich zu ihr um, blickte lange in ihr Gesicht. Trotz der Kälte wurde ihr glühend heiß. Sie spürte, wie ihre Wangen rot anliefen.

»Aber erst einmal sollte ich mich dir wohl vorstellen«, fuhr er fort, und dann sagte er etwas, das sie fast versteinern ließ: »Ich bin dein Vater, Dea.«

Wer ist Goten?

»Die Frau, die dich aufgezogen hat, ist nicht deine leibliche Mutter«, erklärte Goten, nachdem Dea ein wenig ruhiger geworden war.

Tausend Fragen brannten ihr auf der Zunge, aber sie schwieg, weil sie hoffte, der Hexenjäger – *ihr Vater?* – würde von sich aus alles erzählen. Außerdem hätte sie wahrscheinlich gar kein Wort herausbekommen.

»Deine wirkliche Mutter«, fuhr er fort, »war eine Nonne im Kloster Sankt Angela. Sie war noch sehr jung, damals, genau wie ich. Ich stand kurz vor meiner Weihe zum Priester, und ich … wir verliebten uns ineinander.« Das kurze Zögern, das seine Verlegenheit verriet, passte so gar nicht zu jemandem, der gerade einen Menschen und eine ganze Kirche verbrannt hatte. Dea dachte, dass Goten wahrhaftig voller Widersprüche steckte. Das machte ihn noch rätselhafter.

Goten blickte geradeaus auf den Waldweg. Leichter Schneefall hatte eingesetzt. Die Flocken verfingen sich im borstigen Fell des Pferderückens.

»Unsere Liebe musste geheim bleiben, und eine Zeit lang gelang es uns, dafür zu sorgen, dass niemand davon erfuhr. Dann aber wurde deine Mutter schwanger, und die ganze Sache wurde bekannt. Die Kirchenoberen schlugen mit aller Härte zu. Deine Mutter und ich wurden getrennt … Ich habe sie seit damals nicht mehr wieder gesehen.«

»Du weißt nicht, was aus ihr geworden ist?«, brachte Dea stockend hervor.

»Sie starb«, gab Goten zurück. »Schon vor vielen Jahren. Eine ihrer Vertrauten sandte mir eine Botschaft. Es war das Scharlachfieber.« Er machte eine lange Pause, so als fehlten ihm

mit einem Mal die Worte. Dea wünschte sich, einen erneuten Blick unter die Kapuze werfen zu können. Ob Tränen in seinen Augen waren? Nein, unmöglich, nicht bei einem Mann wie ihm, ein Mann, der seine Gnadenlosigkeit und Härte an diesem Tag nur allzu deutlich gezeigt hatte.

Schließlich sprach Goten weiter. »Die Freundin deiner Mutter teilte mir mit, dass man dich gleich nach deiner Geburt von ihr fortgebracht hatte – nach Giebelstein. Dort hatte man eine Frau gefunden, die sich bereit erklärte, für dich zu sorgen. Der Ruf dieser Frau war augenscheinlich nicht der beste, aber vielleicht hielt man das nur für angebracht, denn in den Augen der Kirche warst du ein Kind, das eigentlich nicht hätte leben dürfen. Ein Wunder, dass sie dich nicht gleich im nächstbesten Brunnen ertränkt haben.«

Je länger er sprach, desto verbitterter klang seine Stimme. Schon die ganze Zeit über lag Dea eine Frage auf den Lippen, und nun konnte sie sie nicht länger zurückhalten.

»Sag, bei allem, was die Kirche dir angetan hat – warum stehst du dann noch immer in ihrem Dienst?«

Darauf schwieg er abermals eine ganze Weile, während Giebelstein immer weiter hinter ihnen zurückblieb. Der Schnee wurde stärker. Große, federleichte Flocken fielen lautlos, und bald reichte ihre Sicht kaum noch über den Kopf des Pferdes hinaus.

Als Dea schon längst nicht mehr mit einer Antwort rechnete, sagte Goten plötzlich: »Ich wollte der Kirche dienen, seit ich ein kleines Kind war. Es war mein Traum, den Menschen das Wort Gottes zu verkünden, sie von ihren Sünden zu befreien … gut zu ihnen zu sein. Doch nachdem« – er zögerte abermals –, »nachdem das mit deiner Mutter geschehen war, wollte die Kirche mich nicht mehr. Zumindest nicht so, wie ich es mir erträumt hatte. Man stellte mir frei, ihr auf andere Weise zu dienen. Nicht die Predigt sollte meine Aufgabe sein, sondern das

Gericht und die Bestrafung. Keine Verzeihung sollte ich gewähren, sondern nur Tod und Verdammnis bringen, all jenen, die sich gegen Gottes Vertreter auf Erden wandten.« Sein Tonfall klang jetzt, als ekele er sich vor sich selbst. »Ich wurde zu Goten dem Grausamen. Der Schrecken aller Ungläubigen und Frevler.«

»Du hättest Nein sagen können«, wandte Dea leise ein.

Er schaute abrupt zu ihr herüber, mit Blicken so stechend wie Messerklingen. »Ich wurde geboren, dem Guten zu dienen. Das ist meine Berufung, meine Bestimmung. Und genau das tue ich, Tag für Tag, Jahr für Jahr. Ich diene der Macht des Himmels. Auf *meine* Weise.«

Dea verstand nicht wirklich, wie er all das meinte. Macht des Himmels? Nach wie vor begriff sie nicht, was ihn so eng an die Kirche kettete. Allerdings hielt sie es für klüger, im Augenblick nicht weiterzubohren. Sie wollte nicht, dass er wütend wurde.

Außerdem waren da andere Dinge, die sie beschäftigten.

Goten war ihr Vater! Das allein reichte, um sie völlig aus der Fassung zu bringen. Alle Gedanken, alle Eindrücke wurden in ihr wild durcheinander gewirbelt.

»Hat deine Amme gut für dich gesorgt?«, fragte Goten nach einer Weile.

Dea überlegte einen Moment. »Mutter war … ich meine, sie war immer da. Ja, ich glaube, sie hat gut für mich gesorgt. Aber ich hatte nie das Gefühl, dass sie mich lieb hat.« Sie zögerte. »Ist es grausam, so was zu sagen?«

»Was weißt du in deinem Alter schon über Liebe?«

»Und du?«, erwiderte sie scharf. »Deine Liebe ist seit vielen Jahren tot. Kannst du dich überhaupt noch erinnern, wie das war, jemanden gern zu haben?«

Gotens Gesicht erstarrte zu einer Maske, und Dea erkannte, dass sie zu weit gegangen war. Aber sie war zu stolz, ihn um

Verzeihung zu bitten. Was bildete er sich auch ein, sie wie ein dummes kleines Kind zu behandeln?

Doch als der Hexenjäger wieder sprach, war es keine Beschimpfung oder Drohung. Seine Stimme klang ruhiger als zuvor, fast ein wenig traurig.

»Deine Amme hat dich mir zurückgegeben. Das Schicksal hat es so gewollt. Ich wusste immer, dass es eines Tages so kommen würde.«

Bist du denn froh darüber?, wollte sie fragen, verkniff sich die Worte dann aber lieber.

»Ich möchte, dass du bei mir bleibst«, fuhr Goten fort. »So lange du magst. Ich zwinge dich nicht dazu. Es ist deine Entscheidung.«

Sie dachte zurück an Giebelstein, an die anderen, die sie stets gemieden hatten. Sie dachte auch an ihre Mutter … ihre *Amme*. Ob sie Dea vermisste? Ob ihr schon Leid tat, was geschehen war? Ja, dachte Dea betrübt, sie wird traurig sein. Aber wahrscheinlich war sie der Meinung, dass sich so für Dea alles zum Besten wenden würde. Als Tochter eines mächtigen Mannes. Als Tochter eines *gefürchteten* Mannes.

Dea selbst fürchtete sich nicht mehr vor Goten, obgleich er ihr nach wie vor unheimlich war. Etwas verbarg er vor ihr, da war sie ganz sicher.

Goten schaute sie von der Seite an, musterte ihre Züge. »Du siehst nicht aus wie deine Mutter.«

»Nein, wie mein Vater«, erwiderte sie kühl. »Ich hab’s gleich gemerkt, als ich dein Gesicht gesehen hab.«

»Willst du bei mir bleiben? Als meine Schülerin?«

»Was kann ich bei dir lernen? Wie man Menschen verbrennt?«

»Du hast ein scharfes Mundwerk.«

»Darum kann mich auch keiner leiden.«

»Ich mag es, wenn jemand sagt, was er denkt.«

»So? Warum sprichst du dann Gericht über all jene, die offen auf die Kirche schimpfen?«

Selbst unter der weiten Kutte konnte sie sehen, dass Goten zusammenzuckte. Hatte sie einen wunden Punkt getroffen? *Noch* einen?

»Ich richte niemanden, der seine Ansichten frei vertritt«, sagte er schließlich.

»Da habe ich anderes gehört«, entgegnete Dea freiheraus. »Die Kirchengerichte verurteilen wahllos, wer von anderen beschuldigt wird. Und dabei geht es gar nicht um echte Gerechtigkeit. Unschuldig ist der, der die Gottesprobe besteht und heil durch ein loderndes Feuer gehen kann. Wenn du mich fragst, ist gerade das Hexerei!«

»Viele Gerichte richten nach diesem Maß«, stimmte Goten ihr zu. »Beinah alle, aber –«.

»Aber du bist natürlich anders«, fuhr sie ihm frech ins Wort.

»Ja.«

»Und wie darf ich das verstehen?«

»Ich diene nicht der Kirche. Ich diene der Kraft des Guten. Das ist der große Unterschied. Nicht der Papst gibt mir Befehle, sondern mein eigenes Gewissen, mein Verständnis von Gut und Böse.«

»Aber du bist ein Hexenjäger der Kirche!«

»Nur nach außen hin.«

»Aber das –«.

»Was?« Er lächelte im Schatten seiner Kapuze. »Willst du mir erzählen, dass dich das erschreckt? Ach, Dea … Wäre ich wirklich der, für den du mich hältst, hätte ich dann nicht als Erstes deine Amme verurteilen müssen? Ich weiß, dass sie nichts vom Christentum hält. Sie huldigt den alten Göttern des Waldes und des Wassers. In den Augen mancher ist sie deshalb eine Hexe. Dennoch würde ich ihr niemals ein Haar krümmen.«

Er schwieg einen Moment, dann fügte er hinzu: »Stattdessen habe ich den fetten Händler bestraft.«

»Aber du bestrafst, weil *du* es für richtig hältst!«, entfuhr es Dea aufgeregt. »Für wen hältst du dich? Für Gott?«

»Nicht Gott, Dea. Es gibt keinen Gott. Nur Menschen, die in seinem Sinne handeln.«

Sie starrte ihn fassungslos an. »Du bist Priester! Wie kannst du da sagen, dass es keinen Gott gibt?«

»Weil ich schon lange den Glauben an ihn verloren habe.« Seine Lippen verzogen sich im Schatten zu einem schmalen Lächeln. »Ich hab dich gewarnt: Ich mag es, wenn jemand ausspricht, was er denkt.«

»Trotzdem – wie kannst du allein entscheiden, wer gut ist und wer böse?«

»War denn Ottwald für dich kein Schurke? Er wollte zusehen, wie ihr alle draußen vor der Kirche zu Grunde geht, während er drinnen in Sicherheit sitzt!«

»Niemand wäre zu Grunde gegangen«, entgegnete sie leise. »Unser Priester sagt, die Welt wird nicht untergehen.«

»Natürlich wird sie das nicht. Aber Ottwald war davon überzeugt. *Darum* geht es. Er wollte euch sterben lassen. Und du behauptest, er sei kein böser Mensch gewesen?«

»Auf jeden Fall darf sich keiner das Recht herausnehmen, ihn deshalb bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

»Er hätte nicht gezögert, euren Priester zu töten, wenn der Alte es darauf angelegt hätte.«

Dea ballte die Fäuste. Allmählich gingen ihr die Argumente aus. Sie *wusste*, dass Goten im Unrecht war. Aber wie sollte sie ihm das klarmachen? Und, viel wichtiger: Was würde das schon ändern? Gar nichts.

»Gut«, sagte sie mit einem Seufzen. »Lassen wir das.«

Goten lachte. »Wir werden noch genug Zeit haben, über diese

Dinge zu sprechen. Ich merke schon, wie sehr es mir gefällt, dich bei mir zu haben.«

Dea sah ihn zweifelnd an. »Wirklich?«

Der Hexenjäger nickte. »Wirklich.«

Eine solche Woge von Freude fuhr durch ihren Körper, dass sie Mühe hatte, ihre Gefühle zu verbergen. Aber sie wollte nicht, dass Goten bemerkte, was in ihr vorging – schließlich musste sich erst erweisen, ob sie tatsächlich Freunde werden würden.

Freunde, dachte sie verwirrt – und das mit einem Mann, der ohne eine Regung einen Menschen getötet hatte. Liebe Güte, wie war sie nur in solch eine verzwickte Lage geschlittert?

»Was ist nun?«, fragte er bald darauf. »Willst du meine Schülerin sein? Meine Gehilfin?«

Sie tat, als überlege sie, aber in Wahrheit stand ihre Entscheidung längst fest.

»Ja.« Sie schloss die Augen, um dann, als sie die Lider wieder öffnete, eine Welt vor sich zu sehen, die nicht mehr die ihre war. Gewiss, der Wald war derselbe, ebenso der Schnee. Und doch war irgendwie alles anders. Sie konnte *es fühlen.*

Sie war jetzt ein Teil von Gotens Welt. Der Welt eines Hexenjägers.

Und plötzlich war ihr schrecklich kalt.

Das Arkanum

Zur gleichen Zeit an einem anderen Ort, viele Tagesritte von Giebelstein entfernt, fragte sich der böseste Mann der Welt, wie es wohl kam, dass er, ausgerechnet *er*, eine Laus in seinem Bart entdecken musste.

Abakus – seines Zeichens Hexenmeister und Magister der schwarzen Magie – stieß einen Fluch aus, der irgendwo in einem fernen Land wie von Geisterhand den Turm eines Tempels zum Einsturz brachte. Er selbst wusste freilich nichts davon, und hätte er es gewusst … nun, er hätte wohl herzhaft darüber gelacht. Und mehr noch über die Menschen, die lebendig unter den Trümmern des Turmes begraben wurden.

Aber da Abakus noch nicht herausgefunden hatte, wie mächtig er und seine Magie tatsächlich waren, passierten ihm manchmal solche Dinge. Er fluchte, und irgendwo geschah eine Katastrophe; er schnäuzte sich die Nase, und anderswo ging ein Wald in Flammen auf; er schnarchte im Schlaf, und draußen auf dem Meer brach der Mast eines Schiffes in Stücke. Ja, diese Dinge passierten, und gnade der Menschheit an jenem Tag, an dem Abakus erkennen würde, welche verheerende Macht *wirklich* in ihm schlummerte.

Er ahnte natürlich, dass er mächtig war, aber noch gelang es ihm nur, einen winzigen Bruchteil seiner Kräfte gezielt einzusetzen. Schlimm genug? Von wegen, dachte Abakus – je schlimmer, desto besser! Denn nichts wünschte er sich sehnlicher, als dass die ganze Welt unter seiner Schreckensherrschaft erzitterte.

Und nun das – eine *Laus!* In seinem ehrwürdigen Bart!

Abakus pflückte das winzige Insekt mit Daumen und Zeigefinger aus seinem Barthaar und beobachtete einige

Herzschläge lang, wie es auf seiner Fingerkuppe umherirrte, auf der Suche nach einem Versteck. Das Tier hatte Angst, und das gefiel Abakus. Im ersten Moment wollte er die Laus einfach zerdrücken, aber dann fiel ihm etwas Besseres ein. War es nicht das größte Glück einer Laus, sich in den Haaren anderer Lebewesen festzusetzen? Dafür musste sie natürlich sehr klein und unauffällig sein. Wenn sie das aber nun nicht mehr war …? Abakus grinste. Was für ein herrlich teuflischer Gedanke, ganz und gar seiner würdig!

In Gedanken sagte er einen Zauberspruch auf, den er in einer uralten Pergamentrolle aus dem antiken Griechenland entdeckt hatte. Noch fehlte ihm das Geschick, diesen Zauber auch auf Menschen anzuwenden – für ein Insekt aber reichte es allemal.

Ein dumpfes Glimmen legte sich um die winzige Laus auf Abakus' Fingerspitze. Ihre Beinchen zuckten, der ganze kleine Körper schien sich wie unter Krämpfen zu schütteln.

Abakus brach in schallendes Gelächter aus und schüttelte das Tier vom Finger. Wie ein glühender Funke stürzte es zu Boden. Sein Leuchten verriet deutlich, wo es in einer Fuge des Dielenbodens aufkam, nicht weit entfernt von der Treppe, die aus dem Turmzimmer hinab in die übrigen Kammern und Säle der Festungsruine führte.

Um die Veränderung besser erkennen zu können, ging Abakus neben der leuchtenden Laus in die Hocke. Da, jetzt ging es los!

Die Laus wuchs. Sie wurde größer und größer, erst wie eine Erbse, dann wie eine Kirsche, und immer noch wuchs sie weiter. Als sie so groß war wie ein Apfel, kam Abakus der Gedanke, dass es wohl an der Zeit sei, den Zauber aufzuhalten. Eine große Laus, die keine Nahrung mehr fand, war in seinen Augen ein gelungener Spaß! Eine *Riesenlaus* aber, die ihn oder eine seiner Hexendienerinnen gleich mit Haut und Haaren verschlingen würde, war nicht gerade das, was er sich unter einem Scherz vorstellte.

Oh nein, ganz bestimmt nicht!

Jetzt hatte die Laus schon die Größe einer Runkelrübe. Abakus sprang auf und betrachtete das wuchernde Insekt voller Abscheu. Es war längst zu groß, um es einfach unter dem Stiefelabsatz zu zertreten.

Hastig versuchte er, sich an einen Gegenzauber zu erinnern. Als ihm die Formel endlich einfiel, hatte die Laus die Höhe einer Katze.

Abakus wich zurück und murmelte dabei die magischen Worte. Augenblicklich erlosch das Leuchten rund um den schwarzen Insektenkörper, und das Wachstum der Laus hörte auf. Sie blieb so groß wie ein junger Wolf, und in Anbetracht ihrer vielen Beine und zuckenden Mundwerkzeuge war das wahrlich kein erfreulicher Anblick.

Einen Moment lang war das Tier wie gelähmt. Es schien keine Schmerzen zu haben – zumindest zuckte es nicht mehr so unkontrolliert. Es versuchte augenscheinlich, sich in der neuen Lage zurechtzufinden.

Abakus grübelte fieberhaft, wie er das Tier wieder klein bekäme, ehe er schließlich auf die Idee kam, dass das gar nicht nötig war. Es reichte, wenn er einfach einen Würgezauber aussprach, der den Panzer der Laus zerspringen ließ. Oder einen Feuerblitz, der sie in Asche verwandelte. Oder aber – Die Laus wirbelte auf ihren Beinen herum und huschte blitzschnell zur Treppe. Zum Teufel noch mal, sie war *wirklich* schnell wie der Blitz! Abakus hob rasch beide Hände, doch ehe er die magischen Silben herausbrachte, raste die Riesenlaus bereits die Stufen hinunter und verschwand in der Tiefe des Turms.

Wunderbar!, durchfuhr es Abakus wütend. Und das musste gerade ihm passieren! Die sieben Hexen, die sich unten in der Ruine versammelt hatten, würden sich hinter seinem Rücken vor Lachen ausschütten.

Es sei denn, ja, es sei denn, er zeigte ihnen gleich zu Anfang der Zusammenkunft, wer hier das Sagen hatte. Wenn er ihnen einen solchen Schrecken einjagte, dass ihnen ganz schlecht wurde vor Angst, würden sie es nicht wagen, über ihn zu lachen.

Er raffte seinen Mantel zusammen und fuhr sich übers Kinn. Sein buschiger weißer Bart war über der Brust gegabelt, darunter baumelte ein schweres Kreuz aus Bronze. Ein christliches Kreuz, in der Tat! Denn Abakus, der grausamste Hexenmeister der Welt, war zugleich auch der mächtigste Hexenjäger. Zumindest glaubten das alle. Während Abakus nämlich im Geheimen einen Bund aller Hexen unter seiner Führung ins Leben rief, gab er sich nach außen als Feind allen Zauberwerks und heidnischen Brauchtums aus. Er hatte die Macht, sein teuflisches Werk unter dem Mantel der Kirche zu verstecken. Er richtete nach eigenem Gutdünken alle, die ihm im Weg waren. Und so gelang es ihm, sein wahres Ich geheim zu halten.

Nach außen ein Mann der Kirche, im Inneren aber durch und durch verdorben – das war Abakus, höchster aller Hexer und künftiger Führer des Arkanums.

Das Arkanum war ein Traum, den er schon lange verfolgte: ein Geheimbund, dem Hexen auf der ganzen Welt angehören sollten. Nicht länger sollte jede für sich allein in ihrer Waldhütte oder Turmruine sitzen und missmutig vor sich hin zaubern – nein, sie sollten eine Gemeinschaft bilden, die sich mit ihrer geballten Macht die Welt unterwerfen würde.

Und an der Spitze dieser schrecklichen, blutdurstigen und Menschen verachtenden Vereinigung würde Abakus stehen, Richter und Vollstrecker zugleich.

Heute war der Tag, an dem die Gründung des Arkanums vollzogen werden sollte. Und schon morgen würden die Bestrebungen des Hexenbundes beginnen, sich die Menschheit Untertan zu machen.

Abakus lächelte bei diesen Gedanken, und darüber vergaß er sogar das Missgeschick mit der Laus. Sollte das Vieh doch irgendwo in einem dunklen Winkel der Festungsruine verenden! Abakus war ziemlich sicher, dass er nie wieder von ihr hören würde.

Mit würdevoller Miene schritt er die Stufen aus seinem Turmzimmer hinab in die unteren Teile der Ruine. Er hatte lange nach einem geeigneten Ort gesucht, um das Arkanum aus der Taufe zu heben, und er hätte keinen besseren dafür finden können als diese Feste. In weitem Umkreis lebte kein Mensch. Nur finstere, undurchdringliche Wälder erstreckten sich in alle Richtungen. Niemand würde bemerken, was in dem alten Gemäuer vor sich ging. Einst war dies die Grenzfestung eines reichen Fürstentums gewesen, doch vor einem halben Jahrhundert hatten feindliche Krieger sie im Zuge einer Familienfehde überrannt und in Schutt und Asche gelegt. Doch noch immer gab es genug halb zerfallene Türme und Hallen, um unterzuschlüpfen und von hier aus die Geschicke des Arkanums zu lenken.

Abakus schritt durch finstere Gänge und Säle. Alle Räume standen leer. Das Feuer der Angreifer hatte damals die gesamte Einrichtung vernichtet; was übrig geblieben war, hatten Wilderer und Wegelagerer hinausgeschleppt.

Der Hexenmeister erreichte ein Portal, dessen einziger Flügel schräg in den Angeln hing. Dahinter öffnete sich eine weite Säulenhalle. In ihrer Mitte stand eine lange Eichentafel, die eine der Hexen herbeigezaubert hatte. Sieben Stühle standen rund um die Tafel, außerdem ein erhöhter Thron – Abakus' Platz. Auf den Stühlen saßen die sieben Hexen.

Die Frauen waren alle sehr jung und sehr schön. Freilich war dies kein Zufall. Wahre Hexen haben die Macht, ihr Äußeres zu verändern. Mit einem Fingerschnippen richten sie krumme Nasen, hexen sich volle Kussmünder herbei oder machen sich schlank und wohlgeformt. Die sieben, die sich hier versammelt

hatten, waren die mächtigsten aller Hexen – Abakus ausgenommen –, und natürlich hatten sie sich selbst in die bezauberndsten und liebreizendsten Frauen weit und breit verwandelt. Wahrscheinlich war dies die einzige ihrer Zaubereien, die man ihnen nicht verübeln konnte.

Alle sieben hatten langes glattes Haar, so rabenschwarz wie ihre Seelen. Auch ihre aufwändigen Kleider waren schwarz. Um ihre Beine strichen bucklige Hexenkater, starrten mit glühenden Augen aus den Schatten und fauchten bösartig bei jeder ungewohnten Bewegung.

Das Geflüster der Hexen verstummte schlagartig, als Abakus die Halle betrat. Alle Augen richteten sich auf ihn. Doch er nahm nicht auf dem Thron Platz, den man zu seinen Ehren bereitgestellt hatte. Vielmehr ging er langsam um die Tafel herum, blickte von einer Hexe zur anderen und blieb schließlich hinter einer von ihnen stehen. Langsam legte er ihr von hinten beide Hände auf die Schultern.

»Ich hörte, du lachst über mich«, sagte er zu ihr. Seine Stimme klang gefährlich leise und lauernd.

»Ich … lache?«, stammelte die Hexe verwundert. »Über Euch, Herr?« Alle spürten, dass sie Angst vor dem Hexenmeister hatte.

»So trug man es mir zu«, log Abakus kühl. Er wusste, dass die Frau gar nicht über ihn gelacht hatte – er wusste über vieles Bescheid, von dem seine Untergebenen nichts ahnten –, und doch sah er sich genötigt, ein Exempel zu statuieren. Er musste ihnen zeigen, dass mit ihm nicht zu spaßen war.

»Aber, Herr –«, begann die Hexe, brachte den Satz jedoch nicht zu Ende. Abakus hob seine Arme. Ein grelles Blitzen schoss aus den Händen des Hexenmeisters, legte sich um den Körper der Frau – und verwandelte sie innerhalb eines Augenblicks in ein rußiges Gerippe. Klappernd und scheppernd brachen die Knochen in sich zusammen. Auf dem Stuhl blieb nur ein Haufen dunkler Gebeine zurück. Obenauf lag der blanke

Schädel der Hexe.

Die sechs übrigen Frauen schrien entgeistert auf.

»Schweigt!«, brüllte Abakus in die Runde.

Sofort setzte Ruhe ein. Angstvolle Blicke trafen erst ihn, dann die Knochen der Toten.

»So wird es jedem ergehen, der mir widerspricht«, rief Abakus lautstark. Seine Worte hallten von den Steinwänden wider. Und leiser, beinahe sanft, setzte er hinzu: »Ich hoffe, meine Botschaft bleibt euch in Erinnerung!«

Die sechs Hexen schluckten schwer, dann nickten sie der Reihe nach.

Abakus lächelte zufrieden, dann hob er den Knochenschädel der toten Hexe mit beiden Händen hoch über seinen Kopf.

»Hiermit«, rief er aus, »verkünde ich die Gründung unseres Bundes – und die baldige Unterwerfung der Welt. Ein Hoch dem Arkanum!«

»Ein Hoch dem Arkanum!«, wiederholten die Hexen. Sie erholten sich rasch von ihrem Schrecken, schließlich gehörten Mord und Elend zu ihrem Alltag. Wilde Euphorie machte sich breit.

»*Ein Hoch dem Arkanum!*«

Abakus lachte. Dann ließ er den Totenschädel zwischen seinen Händen zerplatzen und die Splitter als Schwarm schwarzer Schmetterlinge zur Hallendecke aufsteigen.

Der Teufelsprediger

Fast vier Wochen vergingen, ehe Dea einen Vorgeschmack auf das erhielt, was ihr an der Seite Gotens noch bevorstehen sollte.

Vier Wochen – früher hätte ihr das nicht das Geringste bedeutet. In Giebelstein hatte es keine Kalender gegeben; man fand sie lediglich in Klöstern und an Königshöfen. Durchreisende Mönche und andere heilige Männer verkündeten den Dörflern, in welchem Jahr und welchem Mond die Welt sich gerade befand. Den meisten Giebelsteinern war das vollkommen gleichgültig, sie teilten ihr Dasein nach guten und schlechten Ernten ein. Erst als bekannt wurde, dass das Jahr 999 nach Christi Geburt angebrochen sei, waren die Ersten hellhörig geworden und hatten ein vages Interesse an dem rätselhaften Ding namens »Kalender« entwickelt. Doch selbst da war niemals von Wochen die Rede gewesen oder gar von den Namen der einzelnen Tage. All das lernte Dea erst von Goten. Er gab sich große Mühe, sie zu Gelehrsamkeit und Wissbegier zu erziehen, und sie musste sich eingestehen, dass ihr das Lernen bei ihm Spaß machte. Sie hörte von so vielem, das ihr vorher fremd gewesen war – so viele Namen, Länder und wundersame Wörter. Und je mehr er ihr erklärte, desto neugieriger wurde sie.

In diesen ersten vier Wochen hatte sie mehr über die großen Zusammenhänge der Welt erfahren als in all den zwölf Jahren zuvor. Dabei war sie ziemlich sicher, dass ihre Mutter – Dea nannte sie noch immer so und würde es wohl dabei belassen – ebenfalls über vieles Bescheid wusste. Das meiste aber hatte sie vor Dea verheimlicht, wohl aus Furcht, das Mädchen könne wie sie selbst in den Ruf einer Hexe geraten. Dabei war Deas Mutter doch nur klüger gewesen als all die anderen Dorfbewohner.

Am Ende der vierten Woche, inmitten heftiger Schneefälle,

erreichten Dea und Goten eine Stadt. Es war die größte Ansiedlung, die Dea je gesehen hatte. Zuvor war sie nie aus Giebelstein herausgekommen, und sie hatte sich nicht vorstellen können, dass es Orte gab, an denen mehr als dreißig oder vierzig Hütten standen.

Dies aber war eine Stadt mit großen Häusern aus Stein, hohen, zinnenbewehrten Mauern und mit Türmen, auf denen Wimpel und Fahnen flatterten. Auf den Dächern leuchteten weiße Schneehauben. Am Stadttor standen Krieger mit Lederpanzern, Fellmänteln und Schwertern, die jeden, der hinaus- oder hineinging, gründlich begutachteten. Als die Männer Goten erkannten, wurden sie bleich und machten hastig den Weg frei.

Während der vergangenen Wochen waren sie durch mehrere Dörfer gereist, doch nirgends war Goten in seiner Funktion als Richter und Hexenjäger tätig geworden. Sie hatten in Wirtshäusern gegessen, am Kaminfeuer die Kälte des Februars ausgetrieben und auf strohgestopften Betten geschlafen wie jeder andere Durchreisende. Doch überall waren die Menschen still und ängstlich geworden, wenn ihnen klar wurde, wer sich da in ihrer Mitte aufhielt. Doch Goten hatte über niemanden Recht gesprochen – und das, obgleich mehrfach Männer und Frauen mit üblen Verleumdungen an ihn herangetreten waren. Goten hatte sie alle fortgeschickt.

In dieser Stadt aber, das spürte Dea auf Anhieb, wartete Arbeit auf den Hexenjäger. Es war fast, als würden die Abfälle und offenen Kloaken in den Gassen mehr als nur üblen Geruch verbreiten. Der Odem des Bösen schien zwischen den Häusern zu hängen wie eine feine Nebelbank. Es roch förmlich nach Tod und Verdammnis.

Der offensichtlichste Grund dafür waren die Menschen selbst. Sie hatten ihre Stadt verkommen und ihre Häuser verfallen lassen. Die Angst vor dem vermeintlichen Weltuntergang war hier schlimmer als an jedem anderen Ort, den Dea und Goten passiert hatten. Niemand kümmerte sich mehr um die

Instandhaltung der Gebäude, weil ohnehin jeder glaubte, dass er das nächste Jahr nicht mehr erleben würde. Was nutzten einem am Tag des Jüngsten Gerichts die schönsten und reinlichsten Straßen, wenn man selbst von Gottes Zorn hinweggefegt wurde?

Überall lagen Berge von Dreck und Unrat. Die meisten Leute stanken erbärmlich, wenn man an ihnen vorüberging. Zerschlissene Kleidung wurde längst nicht mehr ausgebessert, Krankheiten nicht mehr behandelt. Alles steuerte dem baldigen Ende entgegen.

Immer wieder kam der Pferdekarren an Menschenaufläufen vorbei, die sich zu Pilgerzügen ins Heilige Land formierten. Die Menschen verließen ihre Heimat und erhofften sich vor den Toren Jerusalems segensreiche Rettung. Fanatische Schreihälse, die sich selbst Prediger nannten, stachelten die Menschen zu Panik und Verzweiflung auf. Fast täglich, so erfuhren Dea und Goten von einem Stadtgardisten, brachen neue Pilgerströme gen Süden auf, ließen verlassene Häuser, oft sogar ihre Familien zurück.

Die Lage war schlimm, viel schlimmer, als selbst Goten es sich vorgestellt hatte.

»Wenn nicht Gott der Welt den Untergang bringt, dann werden das wohl die Menschen selbst erledigen«, schimpfte er und warnte Dea davor, sich von der allgemeinen Niedergeschlagenheit anstecken zu lassen.

Dabei wäre dieser Ratschlag gar nicht nötig gewesen. Dea hatte nicht viel mehr als Verachtung übrig für Menschen, die sich derart gehen ließen. Verachtung, aber auch ein wenig Mitleid. Die Prediger, die an jeder Straßenecke standen und ihre schrecklichen Prophezeiungen auf das Volk herabbrüllten, waren der wirkliche Quell allen Übels. Sie schürten die Panik, sie führten die Leute fort in die Fremde. Es war längst an der Zeit, ihnen das Handwerk zu legen.

Wie sich bald herausstellte, war genau das der Grund, der

Goten in die Stadt geführt hatte. Und nicht nur ihn allein. In der Zitadelle der Stadt fand eine Versammlung der Richter und Hexenjäger statt, auf der beschlossen werden sollte, wie man dem Übel der Wanderprediger Einhalt gebieten wollte. Der mächtigste aller Hexenjäger hatte zu dieser Versammlung geladen, ein Mann, der sich nur vor dem Papst persönlich verantworten musste. Goten hatte seinen Namen erwähnt, aber Dea hatte ihn wieder vergessen.

Was soll's, dachte sie. Sie hatte sowieso nicht vor, diesen furchtbaren Menschen kennen zu lernen. Stattdessen nahm sie sich vor, die Stadt zu erkunden.

Goten setzte sie am Fuß der Zitadelle ab und gab ihr ein paar Ermahnungen mit auf den Weg, wovor sie sich an einem Ort wie diesem in Acht nehmen müsse. Dann lenkte er Karren und Ross durch das Tor der Burganlage. Dea blieb allein auf dem Vorplatz zurück.

Aufmerksam schaute sie sich um. Das wilde Treiben der Städter verwirrte sie noch immer. So viele Menschen! So viele Stimmen, die alle durcheinander redeten!

Der Schnee auf dem Platz war platt getrampelt und schlammig. Die Menschen waren in Felle und dicke Leinenmäntel gehüllt – zumindest jene, die es sich leisten konnte. Aber es gab auch Bettler und Kranke, die halb tot am Fuß der Mauern lagen, mit Gesichtern, die blau waren vor Kälte, und mit abgefrorenen Fingern und Zehen.

Dea hatte immer geglaubt, Städte müssten herrliche, prachtvolle Orte sein, doch diese hier bot nur ein Bild des Elends und der Not. Selbst die Reichen, die achtlos an den Erfrierenden vorüberstapften, wirkten bedauernswert in ihrer Gleichgültigkeit.

Ein wenig unsicher, aber auch fasziniert machte sich Dea auf den Weg. Sie trug warme Stiefel, ein langes Wams, das über ihre Hose fast bis zu den Knien reichte, und einen weichen

Fellumhang, den Goten für sie gekauft hatte. Er sorgte gut für sie, und sie fand, dass er sich große Mühe gab, ihr ein echter Vater zu sein. Vieles, was er tat, um ihr zu zeigen, dass er sie mochte, wirkte ungeschickt und linkisch, aber gerade das verriet ihr, wie ernst es ihm war.

Dabei hatte sie manchmal durchaus das Gefühl, dass er selbst nicht damit gerechnet hatte, sie zu mögen. Die Verantwortung für eine Tochter war auch für ihn etwas Neues, Ungewohntes. Aber er tat sein Bestes, und allein das zählte. Gewiss, an manchen Tagen war er streng und mürrisch, aber Dea war kein Mädchen, das ständig jemanden zum Reden brauchte. Wenn sie merkte, dass er schlechte Laune hatte, dann ließ sie ihn einfach in Ruhe, stöberte in den Bücherkisten auf der Ladefläche des Karrens oder schaute sich die handgemalten Bilder in seiner wertvollen Bibel an. Noch konnte sie nicht selbst darin lesen, aber sie gab sich große Mühe, es zu erlernen. Goten hatte ihr versprochen, dass sie, wenn sie so gelehrig blieb wie bisher, bis zum Sommer so weit sein würde.

Im Augenblick aber dachte sie nicht an Bücher, sondern versuchte, auf eigene Faust etwas über die Welt um sie herum herauszufinden. Vom Vorplatz der Zitadelle bog sie in eine der Seitengassen ein. Ihr fiel auf, wie wenig Kinder es hier gab. Jene, die sie sah, wirkten arm und heruntergekommen. Einige hantierten bedrohlich mit Messern und Stöcken herum, so als warteten sie nur darauf, über irgendeinen reichen Kaufmann herzufallen.

Schließlich kam sie auf einen weiten Platz, größer noch als der am Fuß der Zitadelle. An den Rändern standen Marktbuden, aber die meisten waren verlassen. Im Zentrum des Platzes hatte sich eine große Menschenmenge versammelt. Die Leute standen rund um ein hölzernes Podest, von dem aus ein einzelner Mann über ihre Köpfe hinwegschaute und dabei eine lautstarke Rede hielt. Er trug eine weiße Kutte und einen breitkrempigen hellen Hut. In seiner Hand hielt er einen langen Stab, dessen Spitze in

einem Kreuz auslief.

Noch ein Prediger, dachte Dea abfällig.

Das Gesicht des Mannes wurde vom Schatten des Hutes verdunkelt. Dennoch konnte Dea erkennen, wie schmal seine Züge waren. Von ferne sah es aus, als hätte er keine Lippen, fast wie ein Reptil.

»Im Heiligen Land erwartet euch die Absolution des Herrn«, rief er mit klangvoller Stimme in die Menge. »Alle Sünden werden euch vergeben, wenn ihr euch meiner Pilgerfahrt anschließt. Am Tag des Strafgerichts wird der Herr erkennen, wer sein treuer Diener war, aber auch, wer lieber daheim geblieben ist, aus Feigheit vor der Mühsal von Gottes Weg. Aber was ist schon die Mühsal gegen das, was euch Sünder im Jenseits erwartet? Schon schüren Dämonen die Feuer der Hölle, schon bringen sie die Marterwerkzeuge zum Glühen, mit denen sie euch quälen werden.«

Ein furchtsames Raunen ging durch die Menge. Dass ein Prediger ihre geheimsten Ängste aussprach, setzte den Leuten zu. Immer mehr schienen bereit zu sein, ihm ins Heilige Land zu folgen.

Dea wandte sich an eine junge Frau, die neben ihr stand und zuhörte. »Wer ist dieser Mann?«

»Die Leute nennen ihn den Weißen«, erwiderte die Frau, ohne ihren Blick von dem Prediger zu nehmen. »Er wird uns allen das Heil bringen.«

»Einfach nur ‚der Weiße'? Hat er keinen richtigen Namen?«

Die Frau blickte unwirsch auf Dea herab. »Was zählt ein Name schon im Angesicht des Untergangs?«

»Aber es wird keinen –«. Dea unterbrach sich selbst. Es hatte keinen Sinn, gegen die Überzeugung der Frau anzureden, erst recht nicht an diesem Ort. Die Leute würden sie nur auslachen – oder Schlimmeres mit ihr anstellen.

Stattdessen fragte sie die Frau: »Wirst du mit ihm ziehen?«

Die Antwort kam schnell und herablassend:

»Natürlich.«

»Hast du keine Angst vor dem weiten Weg ins Heilige Land?« Dea hatte nicht die geringste Vorstellung, wie weit es bis dorthin tatsächlich war. Sie wusste nur, dass unterwegs Berge und Meere überquert werden mussten.

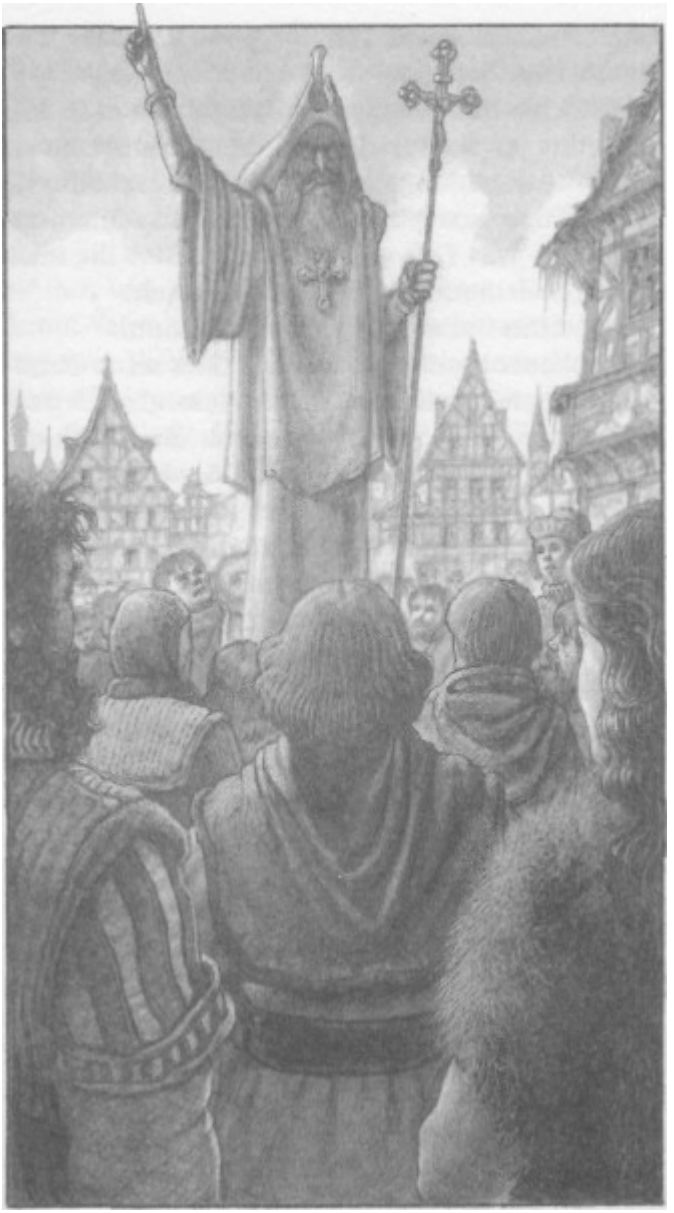
»Der Weiße wird uns sicher führen«, sagte die Frau voller Zuversicht. »Wer die eigenen Ziele und Wünsche vergisst und seinem Wort folgt, dem kann nichts passieren.«

Dea war erschüttert, wie viel Macht eine bloße Rede über die Leute zu haben schien. Andererseits: Wer Angst hatte, der glaubte wahrscheinlich fast alles, was man ihm erzählte – solange man ihm nur gleichzeitig seine Rettung versprach.

Sie beschloss, sich ein Stück näher zum Podest des Predigers vorzudrängeln. Die Menschen waren so gebannt von der Rede des Mannes, dass sie kaum bemerkten, wie Dea sie knuffte oder beiseite schob.

Nach einer Weile war sie weit genug gekommen, um dem Weißen geradewegs ins Gesicht zu schauen. Sie hatte erwartet, dass bei näherer Betrachtung irgendetwas Ehrfurcht Gebietendes an ihm sein würde. Augen, die Vertrauen einflößten, oder ein freundliches Lächeln. Doch der Weiße besaß nichts dergleichen. Ganz im Gegenteil: Dea fand, dass er böse und hinterhältig wirkte. Um nichts in der Welt hätte sie sich seiner Führung anvertraut. Da fürchteten sich die Menschen also vor einem Mann wie Deas Vater und folgten doch zugleich scharenweise einer verschlagenen Gestalt wie dem Weißen!

Der Prediger redete und redete, aber Dea hörte kaum zu. Sie konnte nur dieses finstere, reptilienhafte Gesicht anstarren.



Je länger sie hinsah, desto deutlicher erschien ihr der Kopf des Weißen wie der einer Giftschlange. Angestrengt kniff sie die Augen zusammen, konzentrierte sich ganz auf seinen Blick. Verflixt, waren das nicht geschlitzte Pupillen? Und waren seine Zähne nicht spitz und scharf wie die eines Raubtiers?

Großer Gott, tatsächlich, sein Gesicht veränderte sich! Es verschob sich mehr und mehr zu einer grauenvollen Monstrosität, nicht Echse, nicht Wolf, sondern etwas ganz und gar Fremdes, das Dea eiskalte Schauder über den Rücken jagte.

Panisch schaute sie sich um. Warum, zum Teufel, bemerkte es keiner der anderen? Immer noch lauschte die Menge andächtig den verführerischen Worten des Predigers. Niemand schien das zu sehen, was Dea sah – eine Kreatur, die alles Mögliche sein mochte, nur kein Mensch!

Und dann traf sie der Blick des Weißen.

Er schaute nicht etwa wahllos über seine Zuhörerschaft und streifte dabei Dea. Nein, er schien sie direkt aus der Menschenmeute auszuwählen, starrte kalt auf sie herab. Sie fühlte, wie sich etwas in ihr Bewusstsein bohrte, geschliffen scharf wie eine Klinge aus Kristall. Und ebenso mörderisch.

Doch plötzlich geschah etwas Sonderbares.

Der Weiße zuckte zusammen. Ein, zwei Atemzüge lang kam seine Rede ins Stocken. Das Stechen in Deas Kopf hörte abrupt auf; fast, als wären die Geistwaffen dieses Wesens auf etwas gestoßen, das es zum Rückzug zwang.

Dea blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie warf sich auf der Stelle herum und floh. Achtlos drängte sie sich durch die Menge, trat und schubste, bis man sie durchließ. Hinter ihr ergriff der Weiße erneut das Wort, und halb erwartete sie, dass er die Menschen gegen sie aufbringen würde. *Haltet sie!*, hörte sie ihn in Gedanken rufen. *Lasst sie nicht entkommen!*

Aber der Weiße sagte nichts dergleichen. Ruhig fuhr er mit seiner Ansprache fort und schenkte Dea keine weitere Aufmerksamkeit.

Doch als sie einmal kurz über die Schulter schaute, sah sie, dass er ihr verstohlen hinterherstarrte. Sie konnte fühlen, wie er sich ihr Gesicht einprägte. Ihren Körper. Ihre Bewegungen. Er würde sie finden, würde sie wieder erkennen, würde sie – Vor ihr endete die Menschenmenge, und Dea verdrängte alle weiteren Gedanken an den Dämon oben auf dem Podium.

Alles, was sie denken konnte, war, dass sie zu ihrem Vater musste. Goten würde wissen, was zu tun war. Vielleicht konnte er die Menschen auf dem Marktplatz noch retten, bevor sie sich dem Zug des Weißen anschlossen – einer Pilgerfahrt, die ganz gewiss nicht im Heiligen Land enden würde. Wohl eher in der Hölle.

Sie rannte wie eine Besessene durch die Gasse, vorbei an Häusern, quer über Straßen, bis sie schließlich den Vorplatz der Zitadelle erreichte. Sie wäre wohl auch einfach durch das offene Portal auf den Innenhof gestürmt, hätte nicht einer der Wachmänner sie aufgehalten.

»Wohin?«, fragte er barsch, aber seinem Gesichtsausdruck war bereits anzusehen, dass er sie nirgendwohin gehen lassen würde, ganz gleich, was sie antworten mochte.

»Ich will zu meinem Va–«, begann sie, verbesserte sich aber sofort: »Zu meinem Meister. Zu Goten, dem Hexenjäger.« Niemand durfte wissen, dass sie seine Tochter war, und wenn sie dergleichen hier behauptet hätte, hätte man sie, ohne zu zögern, aus der Stadt geworfen.

»Zu Goten? Soso«, sagte der Wachmann mit selbstgefälligem Grinsen. »Und was willst du von ihm?«

»Ihn bitten, dich bei lebendigem Leibe häuten zu lassen«, stieß sie wutentbrannt aus, trat dem Mann mit aller Kraft vors Schienbein und hetzte an ihm vorbei ins Innere der Zitadelle. Hinter ihr wurde Geschrei laut, erst das des Wächters, dann auch aus den Kehlen anderer Soldaten.

Na, prächtig, dachte sie. *Und wie lautet jetzt dein Plan? Du weißt ja nicht mal, wo sich die Hexenjäger versammelt haben!*

Du wirst ihn niemals finden!

Sie stürmte an einem Mann vorbei, der mit beiden Händen nach ihr greifen wollte, tauchte unter der ausgestreckten Lanze eines anderen hinweg. Blitzschnell rannte sie auf einen Torbogen zu, der in das Hauptgebäude der Zitadelle führte. Wenn überhaupt irgendwo, dann würde sie wohl dort auf die Versammlung der Hexenjäger stoßen.

Der Gang, der vom Tor aus tiefer in die Zitadelle führte, war zu ihrer Erleichterung menschenleer. Offenbar handelte es sich nur um einen Nebeneingang. Hinter sich hörte sie immer noch das Gebrüll der Wachleute, das Rasseln ihres Rüstzeugs und das schrille Schleifen von Klingen, die aus ledernen Scheiden gezogen wurden. Dea war klar, dass sie so gut wie tot war, wenn die Männer sie in die Finger bekamen. Ihr Vater war ihre einzige Rettung!

Vor ihr trat aus einer Tür eine Magd, die einen hohen Haufen mit Laken auf den Armen balancierte. Die Stoffe waren so hoch gestapelt, dass sie das Gesicht der Frau verdeckten. Noch hatte sie Dea nicht bemerkt.

Dea stellte ihr ein Bein. Mit einem Aufschrei stürzte die Magd vornüber und fiel mit dem Gesicht in die Laken. Als sie wieder aufschaute, stand Dea schon über ihr und hatte den stumpfen Dolch gezückt, den sie einst vom Giebelsteiner Dorfschmied geschenkt bekommen hatte. Möglichst grimmig blickte Dea auf die Frau herab, die sofort zu wimmern und zu schreien begann, sich aufrappelte und mit hoch erhobenen Armen davonlief.

Dea steckte den Dolch weg, sammelte die Laken auf und trug sie nun ihrerseits auf beiden Armen vor sich her. Ihr Gesicht war nun verdeckt, was sie immerhin vorübergehend tarnen würde.

Mit dem Stoffbündel lief sie weiter und gelangte in einen hohen Raum, in dem mehrere Mägde und Bedienstete allerlei Arbeiten nachgingen. Fast alle trugen irgendetwas umher. Zwischen ihnen fiel Dea nicht weiter auf.

Hinter ihr erreichte ein halbes Dutzend Bewaffneter den Raum. Suchend schauten die Männer sich um und rannten weiter. Sie hatten Dea hinter den Stoffballen nicht erkannt. Allerdings war es nur eine Frage der Zeit, bis die aufgeregte Magd irgendwen über ihre Begegnung mit dem Mädchen in Kenntnis setzen würde. Spätestens dann war Deas notdürftige Tarnung nutzlos.

Sie lief weiter, drang tiefer in die düstere Zitadelle vor, bis sie schließlich durch ein offenes Portal eine Versammlung von Männern entdeckte. Und da – sie konnte ihr Glück kaum fassen – war auch Goten!

Augenscheinlich hatte die eigentliche Beratung noch nicht begonnen, denn viele der Hexenjäger hatten noch nicht an der großen Tafel im Zentrum der Halle Platz genommen. Es mussten etwa zwanzig sein, schätzte Dea, vielleicht sogar mehr. Goten saß allein für sich an einer Ecke der Tafel und redete mit niemandem. Dea wusste, dass er die Gesellschaft der anderen Hexenjäger nicht schätzte.

Sie atmete tief durch, dann schleuderte sie die Laken beiseite und rannte geradewegs in die Halle auf Goten zu.

Er entdeckte sie, als sie ihn fast erreicht hatte. Auch einige der anderen Kirchenrichter bemerkten sie, hielten in ihren Gesprächen inne oder wichen überrascht beiseite.

»Dea!«, entfuhr es Goten. Zum ersten Mal sah sie ihn wirklich überrascht. »Was tust –«.

Sie unterbrach ihn, während sie atemlos vor ihm stehen blieb. »Die Wachen sind hinter mir her«, rief sie japsend. »Und die Magd. Und überhaupt wahrscheinlich jeder in dieser ganzen blöden Bruchbude. Und sie –«.

Goten sprang auf und zog sie beiseite, bevor sie noch mehr Aufmerksamkeit unter den anderen Hexenjägern erregen konnte. »Nur meine Gehilfin«, sagte er zu jenen, die am nächsten standen; dann schob er Dea hinter eine mächtige Steinsäule, wo sie vor den Blicken der übrigen Männer geschützt waren.

»Dea, verdammt!«, zischte er zornig. »Hast du eine Ahnung, wo du hier bist? Kinder haben hier drinnen nichts zu suchen. Diese Leute verstehen gewiss keinen Spaß, wenn jemand gegen die Gesetze verstößt.«

Dea musterte ihn. »Das klingt ja so, als hättest du Angst vor deinen eigenen Leuten.«

»Angst um dich, Dea«, gab er leise zurück. »Und das da sind nicht ‚meine Leute'.«

Sie holte tief Luft, und dann erzählte sie ihm alles, was vorgefallen war. Von der Versammlung auf dem Platz, von dem Prediger in Weiß. Und davon, wie sich sein Gesicht vor ihren Augen in die Fratze eines Dämons verwandelt hatte – und dass es niemand außer Dea bemerkt hatte.

Goten hörte ihr aufmerksam zu, und sie bemerkte voller Dankbarkeit und Stolz, dass er nicht einen Herzschlag lang an ihren Worten zweifelte. Er nahm sie ernst, und das war das wertvollste Geschenk, das er ihr machen konnte.

Nachdem sie geendet hatte, sagte Goten: »Es ist gut, dass du zu mir gekommen bist. Ich weiß nicht, warum gerade du die Maskerade des Dämons durchschaut hast, aber es gibt wohl keinen Zweifel, dass es sich tatsächlich um einen handelt. Jetzt ist es an uns, diesen Weißen einmal genauer anzusehen.«

»Sofort?«

»Bevor er all diese Menschen ins Unglück führt.«

Goten straffte sich, dann trat er hinter der Säule hervor. »Warte hier«, sagte er zu Dea. »Es gibt jemanden, den ich darüber in Kenntnis setzen muss.«

Dea sah zu, wie er sich entfernte und zum fernen Kopf der gewaltigen Tafel eilte.

Dort saß, auf einem leicht erhöhten Stuhl, ein Mann mit breiten Schultern und einem mächtigen weißen Bart, der über der Brust gegabelt war. Der Schädel des Hexenjägers war weitgehend kahl,

nur rund um seinen Hinterkopf fiel wallendes langes Haar über die Kapuze seiner Kutte. Er hatte tief liegende Augen, sehr dunkel und Furcht einflößend, aber solange Dea ihn auch anstarrte, blieb er doch ein gewöhnlicher Mensch. Keine Veränderung zum Dämon wie bei dem Prediger in der Stadt. Falls ihr Talent, die Maskerade des Bösen zu durchschauen, eine bleibende Angelegenheit war, so konnte sie nun zumindest sicher sein, dass das Oberhaupt aller Hexenjäger kein verkappter Dämon war.

Ein verkappter Dämon, wiederholte Dea im Stillen. Jetzt vermutete sie schon hinter jedem, der ihr nur über den Weg lief, eine Ausgeburt der Hölle. Aber trotzdem – der Mann hatte grausame Augen, und sie wollte am liebsten nichts mit ihm zu tun haben. Nun fiel ihr auch sein Name wieder ein – Abakus!

Goten blieb neben ihm stehen, verbeugte sich flüchtig und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Die Miene des obersten aller Hexenjäger verfinsterte sich noch weiter. Schließlich erhob er sich von seinem Stuhl. Alle Gespräche im Saal verstummten.

»Mein Freund Goten ließ mir gerade eine Nachricht von erheblicher Bedeutung zukommen«, sprach Abakus würdevoll.

Ein Raunen ging durch die Versammlung, und manch neidvoller Blick traf Goten. Viele hier wünschten sich, von Abakus »Freund« genannt zu werden.

»Verzeiht, wenn wir den Beginn unserer Beratung noch eine kurze Weile hinauszögern müssen«, fuhr Abakus fort. »Goten und ich werden bald wieder bei euch sein.«

Damit löste er sich von der Tafel und eilte zu einem Seitenausgang im hinteren Teil der Halle. Goten winkte Dea herbei, die sofort zu ihm lief und an seiner Seite hinter Abakus herging. Im Saal ließen sie aufgeregtes Murmeln und zahlreiche überraschte Mienen zurück.

Ein Pferdewagen brachte Abakus, Goten und Dea durch die Straßen der Stadt zu dem Platz, auf dem der Weiße seine Predigt hielt. Ihnen folgte ein Dutzend Berittener mit blitzendem

Rüstzeug und scharfen Klingen.

Dea verhielt sich still und gab sich Mühe, niemals den Blick des obersten Hexenjägers zu kreuzen. Abakus sprach kein Wort mit ihr, tat vielmehr so, als wäre sie gar nicht anwesend. Nur einmal bemerkte sie, dass er sie verstohlen musterte. Sie fragte sich, ob er wohl wusste, dass sie Gotens leibliche Tochter war.

Abakus sah aus wie jemand, vor dem man keine Geheimnisse haben konnte, nicht einmal der gefürchtete Goten. Obwohl beide es in Statur und finsterer Ausstrahlung durchaus miteinander aufnehmen konnten, ordnete Goten sich dem Mann sichtlich unter. Dea überraschte das ein wenig – so zurückhaltend hatte sie ihren Vater zuvor noch nie erlebt.

Der Platz war immer noch voller Menschen. Oben auf dem Podest hatte der Weiße beide Arme ausgestreckt, als wollte er die ganze Menge an seine Brust ziehen. Viele Männer und Frauen blickten verträumt zu ihm auf, so als stünde dort oben nicht ein hagerer Prediger, sondern der Erlöser persönlich.

Abakus blickte über die Köpfe der Menschen hinweg auf den Weißen, dann nickte er. Zum ersten Mal sah er Dea direkt an. »Du hast Recht, Mädchen. Ich weiß nicht, warum gerade du ihn erkannt hast, aber du hast tatsächlich Recht. Das da vorne ist kein Mensch.«

Goten nickte anerkennend.

Abakus gab den Soldaten einen Wink. Sie sprangen von ihren Pferden und verteilten sich unauffällig in der Menge. Abakus und Goten warteten, bis die Männer Positionen nahe des Podiums bezogen hatten, dann verließen sie den Pferdewagen.

»Du bleibst hier«, zischte Goten Dea zu, als sie ebenfalls aussteigen wollte.

»Aber ich hab ihn doch entdeckt!«

»Du bleibst!«

Abakus trat von hinten an Goten heran und legte ihm eine

Hand auf die Schulter. »Die Kleine ist etwas Besonderes. Lass sie mitkommen.«

Goten schaute überrascht auf, dann seufzte er und nickte. Dea sah ihm an, wie schwer es ihm fiel, nachzugeben. Er machte sich tatsächlich Sorgen um sie. Ihr wurde ganz schwindelig bei diesem Gedanken.

»Du hältst dich die ganze Zeit hinter mir, verstanden?«, sagte er. »Egal, was geschieht.«

Sie nickte zackig wie ein Soldat. »Wie Ihr befehlt, Meister Goten!«

Abakus lächelte amüsiert, aber Gotens Stirn zerfurchte sich nur noch tiefer. Dea überlegte, ob ihm wohl gerade klar wurde, dass eine Tochter zu haben mehr bedeutete, als hin und wieder ein paar Kleidungsstücke zu kaufen. Er würde lernen müssen, mit Widerworten zu leben. Armer Goten! Das war in der Tat eine neue Erfahrung für ihn.

Die Menge teilte sich widerwillig, als Abakus und Goten nebeneinander über den Platz schritten. Dea hielt sich nah hinter ihnen, um nicht durch das Gedränge von ihnen getrennt zu werden.

Sie hatten etwa die Hälfte des Weges bis zum Podest zurückgelegt, als der Weiße in seiner feurigen Rede innehielt. Er hatte die beiden Hexenjäger entdeckt. Schlagartig sanken seine Arme herunter. Er fletschte die Zähne wie ein wildes Tier, das bereit ist für einen Kampf auf Leben und Tod.

Zu Deas Verwunderung blieben Abakus und ihr Vater völlig gelassen. Das animalische Gehabe des Dämons beeindruckte sie nicht im Geringsten; es schien fast, als hätten sie dergleichen schon unzählige Male miterlebt.

Sie hatte Mühe, zwischen den beiden Hexenjägern hindurch zum Podium zu blicken. Trotzdem sah sie, wie sich Abakus' Soldaten von allen Seiten auf den Prediger zuschoben. Ein heftiges Raunen und Flüstern rauschte wie eine Welle durch die

Menschenmenge. Einige Männer und Frauen schienen aus dem Bann des Dämons zu erwachen, doch die meisten blickten nur verwirrt und fragend zu dem teuflischen Prediger empor. Einige stimmten Gebete und kirchliche Gesänge an.

Auf ein Handzeichen Abakus' schnappte die Falle zu. Plötzlich stürmten von allen Seiten die Bewaffneten auf das Podest des Predigers. Der Dämon heulte laut auf, als er von mehreren Männern gepackt wurde. Sein Gesicht hatte jetzt nichts Menschliches mehr an sich, auch wenn Dea vermutete, dass sie die Einzige war, die diese Verwandlung wahrnahm. Was Goten und Abakus anging, so war sie nicht sicher; doch von den übrigen Menschen erkannte keiner, was wirklich vorging, nicht einmal die Soldaten, die den Dämon festhielten.

Abakus, Goten und Dea erreichten den Rand des Podests. Hinter ihnen ertönte das Wehklagen und Lamentieren der Menschen, die sich um ihre Erlösung betrogen fühlten. Allein die Anwesenheit der Soldaten und ihrer blitzenden Waffen hielt die Mutigen unter den Anhängern des Weißen auf ihren Plätzen.

Der Dämon zischte hasserfüllt, als Abakus an ihn herantrat. Doch dann fiel der Blick seiner geschlitzten Raubtieraugen auf Dea.

»Ich erkenne dich«, zischte seine Stimme. Sie klang, als sprächen mehrere Männer gleichzeitig, einer bösartiger als der andere. »Ich hätte meinen Anhängern befehlen sollen, dich zu zerfleischen!«

Abakus sprang auf das Podest und schlug ihm mit der flachen Hand ins Gesicht. Der Schädel des Dämons wurde von der Gewalt des Schlages zur Seite geschleudert. Als er wieder aufschaute, war sein Blick weiterhin auf Dea gerichtet.

»Ich sehe deine Zukunft, Menschenkind.« Die Kreatur lachte hämisch auf, ein gehässiges, Abscheu erregendes Jauchzen. »Ich sehe viel Leid und große Trauer. Ich sehe nicht enden wollendes Verhängnis. Oh ja, Menschenkind, du wirst leiden!

Und für jeden Triumph wirst du mit zehn Niederlagen büßen. Viele wirst du sterben sehen, mehr als jeder andere Mensch vor dir. Du wirst jeden deiner Freunde verlieren, alle, die dir teuer sind. Bis nur noch du allein da bist. Du ganz allein!«

Abakus packte das Schwert eines Soldaten und schlug dem Dämon mit einem einzigen gewaltigen Hieb den Kopf von den Schultern. Der hässliche Schädel polterte auf das Podest und rollte von dort aus in die Menge. Die Zuschauer sprangen beiseite, als das fangzahnbewehrte Maul der Bestie nach ihren Füßen schnappte, bevor es schließlich erstarrte.

Dea war stocksteif geworden. Nicht enden wollendes Verhängnis? Viel Leid und große Trauer? Warum sagte der Dämon so etwas zu ihr? War das nur seine Rache dafür, dass sie ihn ans Messer geliefert hatte? Oder hatte er wirklich ihre Zukunft vor Augen gehabt?

»Komm.« Goten legte einen Arm um ihre Schultern und führte sie vom Podest, fort vom Kadaver der Bestie. Um sie herum schien die Menge wie aus einem Traum zu erwachen. Plötzlich hatte es einer eiliger als der andere, von hier fortzukommen.

»Wie hat er das gemeint?«, fragte sie mit tonloser Stimme.

Goten blickte starr geradeaus. »Der Teufel ist der Meister der Lüge. Und seine Diener stehen ihm darin kaum nach.«

»Du meinst, er hat das alles nur erfunden?«

Goten schwieg einen Moment. »Ja … ja, ich bin sicher, er hat gelogen.«

Sie blickte im Gehen zu ihm auf, wollte ihm in die Augen sehen. Doch ihr Vater schaute immer noch stur nach vorne und offenbarte nichts von dem, was wirklich in seinem Kopf vorging.

Gelogen, dachte sie schaudernd. Ja, natürlich – die Frage war nur, wer hier wen anlog. Und wer wem etwas verschwieg.

Ein rätselhaftes Angebot

Drei Tage später verließen Goten und Dea die Stadt. Auf ihrem Pferdewagen schaukelten sie durchs Tor und dann hinaus in die Weite der Landschaft.

Die Stadt war von dichten Wäldern umgeben, die sich finstergrün in alle Richtungen erstreckten und am Horizont mit dem Grau des Februarhimmels verschmolzen.

Dea saß neben Goten auf dem Kutschbock und gab sich Mühe, in einem seiner dickleibigen Bücher zu lesen. Mit einem Mal aber schaute sie auf.

»Vater?«

Goten brummte etwas Unverständliches und nickte. Er war wieder einmal tief in Gedanken, wie so oft, seit er mit den anderen Hexenjägern zusammengetroffen war.

»Du und Abakus – seid ihr eigentlich Freunde?«, fragte Dea.

»Freunde? Nein.«

»Aber ihr habt so … so vertraut gewirkt.«

»Abakus und ich kennen uns schon sehr lange. Aus einer Zeit, als wir noch vor der Weihe standen und er noch nicht solchen Einfluss hatte wie heute.«

Dea sprach einen plötzlichen Gedanken laut aus. »Wolltest du selbst diese Macht haben? Ich meine, ist er dir zuvorgekommen?«

Goten lachte laut auf, und Dea kam sich sofort sehr dumm vor. Eigentlich hätte sie es besser wissen sollen, so gut kannte sie ihn mittlerweile.

»Ich als Anführer aller Hexenjäger?«, rief Goten aus. »Möge mich der Himmel davor bewahren! Ich würde lieber in den nächsten Waldsee springen und jämmerlich ertrinken, als mir

selbst so etwas anzutun.«

»Warum ertrinken?«, fragte sie verblüfft, und dann begriff sie: »Du kannst nicht schwimmen!«

Er schaute sie finster an. »Na und?«

»Aber … ich meine, *jeder* kann schwimmen!« Sie war so überrascht, dass es ihr schwer fiel, die Worte mit der nötigen Sorgfalt zu wählen. Wahrscheinlich würde er jetzt wütend auf sie werden. »Zumindest da, wo ich herkomme.«

»Viele Leute können's nicht«, widersprach er mürrisch. Ihm war anzusehen, dass er gerne über etwas anderes gesprochen hätte.

»Oh, Vater … Du willst mir Lesen und Schreiben beibringen und kannst selbst nicht mal schwimmen? Ich meine, das … das ist so ungerecht!«

Goten grummelte vor sich hin, sagte aber nichts.

Dea grinste entschlossen. »Ich werd's dir beibringen!«

»Kommt gar nicht in Frage.«

»Warum nicht?«

»Ich hasse Wasser!«

»Oh, komm schon …«

»Hm, vielleicht später.«

»Natürlich später. Jetzt ist es ja auch viel zu kalt.«

»Es wird ein langer Winter werden, ich kann das spüren.«

Dea lachte. »Ja, das kann ich mir vorstellen.«

So reisten sie weiter, ließen die Stadt hinter sich, plauderten mal über dieses oder jenes oder schwiegen wieder über lange Strecken und hingen ihren Gedanken nach.

Am nächsten Morgen fragte Dea Goten, wohin sie eigentlich unterwegs waren.

»Wir werden sehen«, erwiderte er vage.

»Was soll das heißen ‚Wir werden sehen'? Willst du's mir nicht sagen?« Das ärgerte sie ein wenig, obwohl sie wusste, wie sehr er Geheimniskrämereien liebte.

»Wart's einfach ab!«, sagte er.

»Aber ich möchte es gern wissen! Fahren wir wieder in eine Stadt?«

»Vielleicht.«

»Du vertraust mir nicht.«

Er sah sie erstaunt an. »Warum sollte ich dir nicht trauen?«

»Sonst würdest du keine Geheimnisse vor mir haben.«

Goten seufzte. »Ich weiß noch nicht, wohin wir fahren.«

»Aber du musst doch eine ungefähre Idee haben.«

»Hab ich nicht.«

Schmollend kletterte sie nach hinten auf die Ladefläche des Karrens. Dieses kindische Frage-und-Antwort-Spiel war ihr zu dumm. Würde er eben auf ihre Gesellschaft verzichten müssen.

Doch nach einer Weile wurde sie des Beleidigtseins müde, legte ihr Buch beiseite und schob sich wieder neben ihn auf die Bank.

»Abakus ist mir unheimlich«, sagte sie.

»Das würden die meisten Leute auch von mir behaupten.«

»Du bist ganz anders als er.«

»So? Wie anders?«

»Na ja, ich weiß nicht …« Sie überlegte. »Abakus ist grausam.«

Goten verzog sein Gesicht zu einem Lächeln.

»Du hast mir noch vor gar nicht langer Zeit vorgeworfen, ich wäre grausam.«

»Aber bei dir habe ich inzwischen das Gefühl, du hast einen guten Grund dafür.«

»Gerechte Grausamkeit? Glaubst du wirklich, so etwas gibt es?«

Dea schüttelte den Kopf. »Keine Ahnung.« Sie zwinkerte ihm zu. »Du hast gesagt, ich bin ein Kind, schon vergessen? Ich weiß nichts über solche Dinge.«

Wieder stieß er ein tiefes Seufzen aus. »Ich bin solche Gespräche nicht gewohnt, Dea. Ich bin dir nicht gewachsen, fürchte ich.«

»Du versuchst ja nur, dich rauszureden.«

Er grinste. »In einem hast du auf jeden Fall Recht: Ich bin nicht wie Abakus.«

»Nein«, entgegnete sie nachdenklich. »Vor dir hab ich auch keine Angst.«

»Ich bin dir wohl nicht streng genug?«, erkundigte er sich mit Unschuldsmiene.

»Genau«, gab sie kess zurück. »Prügel wären angebracht.« Und damit begann sie, mit beiden Fäusten spielerisch auf seine Schulter einzuhämmern, bis er lachend die Zügel losließ und versuchte, sich ihrer Attacken zu erwehren.

Unter Lachen und Scherzen ging die Reise weiter, und Dea fragte sich mehr als einmal, was wohl all die Menschen, die Goten fürchteten wie den Teufel selbst, denken würden, hätten sie ihn so gesehen, kichernd und witzelnd wie ein kleiner Junge. Er blieb ein Rätsel, auch für sie, und je länger sie ihn kannte, desto merkwürdiger – aber auch liebenswerter – fand sie ihn.

Als es dunkel wurde, war noch immer keine Herberge vor ihnen am Wegesrand aufgetaucht. Die dunklen Wälder wirkten Furcht einflößend und menschenfeindlich. Kein Wunder, dass sie unterwegs kaum jemandem begegnet waren.

»Sieht so aus, als müssten wir unser Lager unter einem Baum aufschlagen«, meinte Goten, lenkte den Karren eine Bogenschussweite zwischen die Bäume und sprang vom

Kutschbock.

Bald hatten sie die dünne Schneeschicht so gut wie möglich beiseite geschaufelt und sich aus Decken zwei Nachtlager bereitet. Ein prasselndes Lagerfeuer wärmte ihre eiskalten Hände und Füße. Sie brieten ein Kaninchen, das Goten erlegt hatte, und tranken geschmolzenen Schnee aus Lederbechern. Goten bot Dea auch einen Schluck aus einem Weinschlauch an, aus dem er an manchen Abenden einen kräftigen Zug nahm, aber sie lehnte ab. Sie mochte den Geschmack nicht und fand auch nicht, dass das Gesöff sie von innen wärmte.

Bei solchen Gelegenheiten versuchte Dea manchmal, mehr über ihre Mutter herauszubekommen, doch meist reagierte Goten unwirsch und wechselte das Thema. Heute fing sie gar nicht erst davon an, obwohl sie es sich am Nachmittag fest vorgenommen hatte; sie wollte die gemütliche Stimmung nicht zerstören, indem sie ihn mit ihren Fragen verärgerte.

Irgendwann schlief sie ein, nah genug beim Feuer, dass ihr im Schlaf nicht die Nasenspitze abfrieren würde.

Spät in der Nacht erwachte sie von Lärm und fremden Stimmen, und als sie die Augen aufschlug, sah sie, dass sie und Goten nicht mehr allein waren. Schlagartig richtete sie sich auf und wirbelte in einem Anflug von Panik ihre Decke beiseite.

Ein scharfer Stich brachte sie wieder zur Besinnung. Die Spitze eines Schwertes lag unter ihrem Kinn und ritzte die Haut ihres Halses.

»Schön sitzen bleiben«, befahl eine grollende Stimme. Sie gehörte einem breitschultrigen Kerl, der in zerschlissener Kleidung steckte. An seiner Schwerthand sah sie, dass er erbärmlich fror; sein Handrücken war von einer Gänsehaut überzogen.

Zwei weitere Männer hatten ihre Klingen auf Goten gerichtet, der ebenfalls wach war und besorgt zu Dea herüberblickte. Als er sich vergewissert hatte, dass sie ruhig sitzen blieb und sich

nicht gegen die Männer zur Wehr setzen würde, schaute er einem der Kerle fest in die Augen.

»Wisst ihr überhaupt, mit wem ihr es zu tun habt?«, zischte er in einem Tonfall, als würde er bereits ein Todesurteil über den Mann verhängen.

»Ich weiß, wer du bist, Hexenjäger«, sagte der Mann, der Dea bedrohte. Er schien der Anführer der Wegelagerer zu sein. »Aber wenn du frierst wie wir, wenn du Hunger hast wie wir und wenn du nichts zu verlieren hast wie wir, haben Namen keine Bedeutung. Du könntest ein König oder Kaiser sein, und wir würden dir trotzdem die Gurgel durchschneiden.«

Deas Gedanken überschlugen sich. Ihre Aussichten waren erbärmlich. Drei Bewaffnete gegen Goten, der wehrlos am Boden saß. Und sie selbst würde ihm keine große Hilfe sein, im Gegenteil: Bei einem Kampf würden die Räuber sie wahrscheinlich als Geisel nehmen. Sie war nicht verrückt genug, zu glauben, dass sie es tatsächlich mit einem von ihnen aufnehmen konnte.

Als wollte das Schicksal alles noch schlimmer machen, trat nun ein vierter Wegelagerer um die Ecke des Karrens. Er hatte bis jetzt wohl das Pferd untersucht, fraglos, um den Münzwert des Tieres auf dem nächstgelegenen Markt abzuschätzen.

»Ihr werdet alle sterben«, sagte Goten sehr ruhig.

»Oh, gewiss, Herr«, erwiderte der Anführer. An seinem Bart hingen winzige Eiszapfen. »Und zwar schon bald, wenn wir euch nicht all eurer Güter entledigen und uns und unseren Familien dafür etwas zu essen besorgen. Glaubst du wirklich, deine Drohungen könnten uns Angst machen?«

»Warum wollt ihr uns töten?«, fragte Dea.

»Sieh an, die Kleine kann sprechen«, höhnte der Mann am Karren. »Dachte schon, sie hätte vor Angst ihre Zunge verschluckt. Na, Kleine, wirst bald sterben. Was sagste dazu?«

Der Anführer löste seine Klinge einen kurzen Augenblick lang von Deas Kehle, machte einen Schritt nach hinten und schlug dem Mann am Wagen die geballte Faust auf den Mund. Mit einem Keuchen flog der Getroffene zurück und landete im Schnee.

»Sie ist nur ein Kind«, schrie der Anführer ihn wutentbrannt an. »Schlimm genug, dass wir ihr die Kehle durchschneiden müssen. Aber es gibt keinen Grund, sie zu verhöhnen, du Hundsfott!«

»Ah«, kam es von Goten abschätzig, »ein Räuber mit Anstand. Wie nobel.«

Der Anführer war einen Moment lang unschlüssig, dann richtete er seine Waffe erneut auf Dea. Allerdings schnitt die Spitze jetzt nicht mehr in ihre Haut.

»Töten wir sie endlich«, sagte der Mann, der sich mit blutender Lippe aus dem Schnee hochrappelte. »Was soll das ganze Gerede?«

Der Anführer wurde abermals zornig, aber diesmal ging er nicht mehr auf den anderen los. Das, was er nun würde tun müssen, missfiel ihm sichtlich, aber er wusste auch, dass er keine andere Wahl hatte. Niemand beraubte einen der gefürchtetsten Hexenjäger des Landes und ließ es dann darauf ankommen, ihm später einmal mit vertauschten Rollen gegenüberzustehen. Nein, aus der Sicht des Wegelagerers war der Tod seiner Opfer der einzige Weg.

»Gut«, sagte der Anführer, »bringen wir’s hinter uns.«

Dea und Goten wechselten einen letzten Blick, und immer noch suchte sie in den Augen ihres Vaters nach einem Ausweg, irgendeiner Hoffnung auf Rettung. Aber Schatten lagen über seinem Gesicht, und sie erkannte dort nichts als kalte, finstere Entschlossenheit.

Die Wegelagerer hoben ihre Klingen.

Vorne am Karren schnaubte das Pferd.

Ein Rascheln ertönte.

Der Anführer ließ sein Schwert in der Luft verharren. Etwas schwirrte durch die Luft auf den Mann zu. Dea hielt es im ersten Moment für schwarze Vögel, die wie Armbrustbolzen auf ihn zuzuckten. Doch als der Mann getroffen zusammensank, erkannte Dea, dass es Pfeile waren, mit schwarzen Federn an den stumpfen Enden.

Dea ließ ihre Blicke durch die Dunkelheit wirbeln. Vor Erleichterung war ihr ganz schwindelig, aber zugleich hielt die Furcht sie immer noch umklammert wie eine von Gotens eisernen Schraubzwingen.

Drei weitere Pfeile – *Vögel?* – rasten aus der Finsternis heran und schlugen in die Körper der drei übrig gebliebenen Räuber. Als sie auf der Erde aufschlugen, steckte in jedem ein schwarz gefiederter Schaft.

Aus der Dunkelheit des Waldes trat eine Gestalt in weiten schwarzen Gewändern. Abakus!

Nachdem ihre erste Erleichterung abgeklungen war, fragte sich Dea, wo er wohl den Bogen hatte, mit dem er die Pfeile auf die Wegelagerer abgeschossen hatte. Von Soldaten oder anderen Knechten des obersten Hexenjägers war weit und breit nichts zu erkennen.

Goten sprang auf. Abakus eilte auf ihn zu und schloss ihn in eine väterliche Umarmung.

»Wir stehen in deiner Schuld«, sagte Goten bald darauf, und es klang sehr sachlich.

Abakus winkte ab. »Wir sind Freunde, nicht wahr?«

»Gewiss«, entgegnete Goten, obwohl er dies doch erst heute Nachmittag abgestritten hatte.

»Dann werden wir kein Wort mehr über diese Sache verlieren.«

»Was treibt dich her, noch dazu um solch eine Zeit?«, fragte

Goten.

»Ich war nur ein Stück vor euch auf der Straße«, sagte Abakus. »Wusstest du das nicht?«

Goten schüttelte den Kopf. »Dann hätte ich dir den Vorschlag gemacht, gemeinsam mit uns zu reisen.«

»So ein Zufall, nicht wahr?« Abakus lächelte, aber es sah nicht ganz ehrlich aus. »Und so ein Glück!«

Dea fühlte sich übergangen und rappelte sich ebenfalls hoch. Ihre Füße hatten sich in der Aufregung in der Decke verhakt, aber jetzt bekam sie sie frei.

»Woher wusstet Ihr, dass wir in Gefahr sind?«, fragte sie. Noch immer bekam sie das Bild der schwarzen Vögel nicht aus dem Kopf, mit scharfen Schnäbeln und angelegten Schwingen. Sollten ihre Augen sie wirklich derart getäuscht haben?

Abakus hob eine Augenbraue. »Ich habe die vier schon früher gesehen. Sie kamen mir auf der Straße entgegen. Ich konnte gerade noch im Dickicht untertauchen. Später hörte ich dann ihre Stimmen – und die euren.«

Damit wandte er sich von Dea ab und machte auch keine Anstalten, sie weiter zu beachten. Stattdessen sagte er zu Goten: »Das Schicksal scheint uns aneinander zu ketten, mein Freund. Ich weiß, was du während unseres Gesprächs in der Zitadelle gesagt hast. Doch ich frage dich hier und jetzt abermals: Willst du mein Angebot nicht noch einmal überdenken? Wir könnten einen Mann wie dich gut gebrauchen. Und du könntest an meiner Seite stehen, wenn es so weit ist.«

Wenn es so weit ist? Dea runzelte die Stirn. Wovon sprach Abakus? Und was für ein Angebot meinte er? Goten hatte ihr nichts davon erzählt.

»Nein, Abakus«, sagte ihr Vater, und ihm schien dabei sichtlich unwohl zu sein. »Ich bin … noch nicht bereit dazu.«

»Wann wirst du bereit sein?«, fragte Abakus und betrachtete

ihn prüfend.

»Ich weiß es nicht, und das ist die Wahrheit. Gib mir noch etwas Zeit. Ich muss über die Angelegenheit nachdenken.«

»Das ist immerhin kein so entschiedenes Nein mehr wie in der Zitadelle.«

Goten nickte. »Du hast mir und meiner Tochter das Leben gerettet.«

»Das sollte nicht der einzige Grund sein, über mein Angebot nachzudenken.«

»Nein. Und es gibt andere, das weißt du.«

»Stelle meine Geduld auf keine allzu harte Probe, Goten.«

Und damit drehte Abakus sich um und verschwand wieder im Dunkel. Wenig später erklang jenseits der Bäume der Hufschlag eines Pferdes, das sich eilig auf der Straße entfernte.

In dieser Nacht bekam Dea keine Antwort mehr auf ihre vielen neuen Fragen, und auch in keiner der folgenden.

Goten schwieg.

Und dachte nach.

Der Schrecken aus dem Nordland

Obwohl der Februar schon seinem Ende entgegenging, wurde der Schneefall in den folgenden Wochen wieder stärker. Der Boden war jetzt kalt genug, dass die frisch gefallenen Schneeflocken nicht mehr tauten, und bald wurde es für das Pferd immer schwieriger, den Karren durch den pulvrigen Neuschnee zu ziehen. Goten und Dea kamen nur mühsam voran.

Eines Abends saßen sie im Schankraum eines Wirtshauses, wärmten sich am offenen Kaminfeuer, kauten auf zähem Wildfleisch und verbrannten sich die Zungenspitzen an heißem Met.

Eine Hand voll Köhler, die einsam in den Wäldern lebten und einander nur an den Abenden im Gasthaus begegneten, war in ein heftiges Gespräch vertieft. Der Wirt, ein dicker Mann mit schmutziger Lederschürze, balancierte Holzkrüge und Becher umher, schwatzte mit einigen der Gäste und warf immer wieder scheue Blicke zu Goten herüber. Offenbar hatte er den Hexenjäger nicht erkannt – sie waren zu weit abseits von Gotens üblichen Reisewegen. Wohl aber spürte der Wirt, dass etwas Unheilvolles den Mann in dem dunklen Gewand umgab. Zum ersten Mal wurde Dea klar, dass die düstere Aura ihres Vaters auf sie selbst abfärbte; auch ihr begegneten die Menschen mittlerweile mit Zögern und sichtlicher Unruhe.

Vom Tisch der Köhler drangen vereinzelte Sätze herüber.

»Sie schlachten alles ab, was ihnen vor die Klingen läuft.«

»Keiner kann es mit ihnen aufnehmen.«

»Sie haben Hörner auf den Köpfen, und Haare wachsen ihnen sogar aus den Augen und den Mündern.«

»Ich hab mit eigenen Ohren gehört, wie sie den Teufel um Hilfe anriefen.«

»Sie bringen Menschenopfer dar, am liebsten junge Mädchen.«

»Und wisst ihr auch, dass sie sich in Dämonen verwandeln? … Ja, das ist die Wahrheit – sie verwandeln sich in reißende Bestien, wenn ihr Blut in Wallung gerät!«

Spätestens jetzt wurde Dea hellhörig. Das schien mehr zu sein als das übliche Gerede bei Bier und Wein. Zu ihrem Erstaunen blieb ihr Vater jedoch gelassen und schaute nicht von seiner Mahlzeit auf.

»Hast du das gehört?«, flüsterte sie ihm zu.

»Hm?«

»Ob du gehört hast, was die Leute sich erzählen?«

Er nickte. »Mhm.«

»Und?«

»Was ‚und'?«

»Willst du dich nicht darum kümmern, großer Hexenjäger?«

Er funkelte sie giftig an. »Ich esse gerade.«

»Das seh ich.« Dea dachte nicht daran, einfach aufzugeben. »Aber, ich meine, diese Leute reden von Dämonen! Von Menschenopfern! Von Teufelsanbetern! Macht dir das gar nichts aus?«

»Nicht im Moment.« Er schob sich ein weiteres Stück Fleisch zwischen die Lippen und kaute lustlos.

»Was ist los mit dir?«

»Ich hab Hunger, und ich versuche, etwas dagegen zu unternehmen.«

Seine Gleichgültigkeit machte sie fassungslos. Was war nur los mit ihm? So kannte sie ihn gar nicht.

Wütend schob sie ihren Schemel zurück und stand auf. »Wenn du dich nicht darum kümmerst«, sagte sie wild entschlossen, »dann tu ich es eben.«

Goten seufzte und verdrehte die Augen. »Die reden doch nur Unsinn. Ich kenne so was, glaub mir.«

»Ach ja? Und was, wenn sie Recht haben?«

»Dann haben wir trotzdem keine Zeit, uns damit abzugeben.«

»Aber das ist deine verdammte Pflicht!« Sie hatte so laut gesprochen, dass der Wirt ihnen einen verwunderten Blick zuwarf.

»Dea, bitte! Wir haben anderes vor. Etwas … Größeres!«

»So? Und was ist das? Seit Tagen bitte ich dich, mir mehr darüber zu erzählen. Aber du sagst nichts. Nicht das Geringste! Ich bin nicht dein Pferd, verflucht, ich bin deine Tochter! Ich denke manchmal über dich nach, über dein Benehmen. Und das, was mir dabei durch den Kopf geht, gefällt mir überhaupt nicht.«

Es war, als hörte er zum ersten Mal an diesem Abend wirklich, was sie sagte. »Wie meinst du das?«

»Ach, vergiss es!« Wutentbrannt fuhr sie herum, rückte ihr Wams zurecht und ging mit festen Schritten durch die Schankstube zum Tisch der Köhler.

Die Männer saßen in einer Wolke aus Schweißgeruch und dem üblen Gestank ihrer Stiefel, die sie unter dem Tisch ausgezogen und zum Trocknen abgestellt hatten. Doch nicht einmal das vermochte Dea in diesem Augenblick abzuschrecken. Sie hatte das Gefühl, dass es an der Zeit war, Goten etwas zu beweisen. Dass sie erwachsen geworden war, in der Zeit mit ihm. Dass sie groß genug war, um es selbst mit Hexen und Dämonen aufzunehmen. Und hatten die Ereignisse in der Stadt nicht gezeigt, dass sie über ein besonderes Talent verfügte? Sie hatte die Maske des Dämons durchschaut. Das sollte ihr erst mal einer nachmachen.

»Seid gegrüßt«, sagte sie laut, als sie sich zwischen zwei der Köhler drängte und von hinten einen Hocker heranzog.

Die sechs Männer verstummten schlagartig. Sie schauten einander an und fragten sich wohl, was dieses kleine hübsche Ding hier zu suchen hatte.

»Können wir dir helfen?«, fragte einer der Männer, der jünger war als die anderen und einen argwöhnischen Blick über Deas Schulter hinweg auf Goten warf.

»Ich habe gehört, über was ihr redet, und ich war neugierig«, erwiderte sie und tat dabei betont einfältig. Es war nur zu ihrem Vorteil, wenn die Männer sie unterschätzten.

Die Köhler flüsterten und grinsten einander an. Deas Befürchtung, sie könnten wütend darüber sein, dass sie gelauscht hatte, erwies sich als grundlos.

»Bist auf der Reise durch die Wälder, was?«, fragte einer.

Dea nickte. »Ganz schön unheimlich da draußen.«

Der jüngste der Männer nickte stolz. »Wir leben in den Wäldern. Jeder für sich, ganz allein. Ich sag dir, es ist *verflucht* unheimlich da draußen … Aber wir sind dran gewöhnt.«

Dea beugte sich mit Verschwörermiene vor.

»Aber was ist mit den Dämonen?«, fragte sie im Flüsterton.

»Das ist kein Kinderkram«, erwiderte einer der Köhler. »Nichts für Mädchen.«

»Sie schlitzen Mädchen wie dich auf, von oben bis unten, und das, was übrig bleibt, opfern sie ihren Göttern.«

»Aber woher wisst ihr, dass es Dämonen sind und keine Menschen?«, wollte Dea wissen.

»Sie kommen aus dem Norden.«

»Ja, es sind Nordmänner.«

»Man erzählt sich, sie seien auf Drachen übers Meer geritten.«

»Und jetzt sind sie in unseren Wäldern. Sie töten alles und jeden, sie rauben und brandschatzen und beten ihre bösen Götzen an.«

»Im Kampf, wenn sie Blut geleckt haben, verwandeln sie sich. Ja, das tun sie! In Bestien! Dann zeigen sie ihr wahres Gesicht.«

»Es *sind* Dämonen. Dämonen in der Gestalt riesiger Männer.«

Dea blickte aus dem Augenwinkel zu Goten. Er würdigte sie und die Köhler mit keinem Blick, war stattdessen immer noch völlig in sein Essen vertieft. Genüsslich leckte er sich die fettigen Finger ab. Wahrscheinlich wollte er sie mit seinem Verhalten nur reizen. Gerade das machte sie noch wütender. Sie war fest entschlossen, das Rätsel dieser Dämonen zu lösen, hier und jetzt.

»Und was unternehmt ihr gegen sie?«, fragte sie die Männer.

»Was sollen wir schon unternehmen?«, kam die Antwort. »Wir sind ihnen nicht gewachsen. Einer von denen nimmt es mit zehn von uns auf, so stark sind sie.«

»Ihre Schwerter sind breit wie Flüsse.«

»Ihre Muskeln so dick wie Baumstämme.«

»Ihre Augen sind schwarz wie Brunnenschächte.«

»Ihr Haar lodert gelb und rot wie Feuer.«

»Ihre Zähne zerreißen ein Kind mit einem einzigen Biss.«

Der jüngste Köhler beugte sich vor und stützte sich auf beide Ellbogen. »Wir können nichts unternehmen. Wir sind nur Köhler.«

»Was ist mit denen, die schon ihre Familien verloren haben?«, erkundigte sich Dea.

Die Männer lachten bitter. »Wer seine Familie an sie verloren hat, dem ist es egal, denn er ist genauso tot wie sein Weib und seine Kinder. Wo die Dämonen gewütet haben, gibt es keine Überlebenden.«

»Keine Gnade.«

»Keine Gegenwehr.«

Dea atmete tief ein und wieder aus. Sie hatte plötzlich das

Gefühl, den bösen Odem der Nordmänner riechen zu können, sogar hier im Gasthaus, inmitten all der Gerüche nach Bier und Wein und Essen.

»Wo hat man sie zuletzt gesehen?«, fragte sie.

»Überall und nirgends. Sie tauchen auf und verschwinden wieder. So machen es alle Dämonen.«

»Ja«, sagte Dea nachdenklich. »Das machen sie wohl.« Mit einem Ruck erhob sie sich von ihrem Hocker. »Ich danke euch jedenfalls, dass ihr mir all das erzählt habt.«

»Gib Acht auf deiner Reise!«, riet ihr der junge Köhler. »Sie können jederzeit über dich herfallen. Wir sind nicht verrückt oder so was. Was wir sagen, ist die Wahrheit.«

»Daran zweifle ich nicht. Habt Dank.« Damit drehte sie sich um und ging zurück zu Goten. Die sechs Köhler schauten ihr nach, musterten auch Goten, dann steckten sie die Köpfe zusammen und flüsterten wieder.

»Und?«, fragte Goten und klang amüsiert. »Hast du neue Freunde gefunden?«

»Mach dich nur über mich lustig!«

»Was hast du herausbekommen?«

»Es sind Dämonen aus dem Norden, die auf Drachen reiten«, gab sie triumphierend zurück, stolz darüber, dass sie etwas erfahren hatte, von dem Goten nichts wusste. »Die Wälder wimmeln nur so von ihnen. Sie töten Frauen und Kinder, und natürlich die Männer.«

»Aha.«

»Ist das alles?«, fauchte sie zornig.

»Was soll ich sonst sagen?«

»Wie wär’s mit: ‚Darum müssen wir uns kümmern’?«

»Aber das müssen wir nicht.«

»Ein schöner Hexenjäger bist du!«

»Das ist eine Sache des Königs. Er muss Krieger schicken, die die Nordleute vertreiben. Uns geht das nur so weit etwas an, dass wir auf unserer Reise ein wenig vorsichtiger sein müssen.«

Dea verzog das Gesicht. »Und sonst ist ja immer noch Abakus da, der uns rettet – wenn du es schon nicht selbst zu Stande bringst.«

Zum ersten Mal seit Wochen sah sie ihn zornig, und sie bedauerte ihre Worte, kaum dass sie sie ausgesprochen hatte.

»Willst du mit mir streiten?«, zischte er.

»Vielleicht wäre das mal wieder angebracht«, gab sie mutig zurück, obwohl sie einen mächtigen Knoten im Hals spürte. Sie bekam Bauchschmerzen, während sie versuchte, seinem wutentbrannten Blick standzuhalten.

»Diese Dämonen, von denen deine Freunde faseln, sind ganz gewöhnliche Menschen«, sagte er und hatte merkliche Mühe, seine Stimme im Zaum zu halten. »Es sind Männer aus dem Norden, wahrscheinlich Händler im Auftrag des Nordlandkönigs. Sie führen keinen Eroberungszug. Vielleicht rauben sie ein paar Höfe aus auf ihrem Weg, das ist alles.«

»Und die Drachen?«

»Die Buge ihrer Schiffe sind geformt wie Drachenköpfe.«

»Aber die Verwandlung in Dämonen, wie willst du die erklären?«

»Die Nordmänner sind bekannt dafür, dass sie sich im Kampf in eine Art Wahn hineinsteigern. Ein schrecklicher Blutrausch, der sie stärker, zäher und nahezu unbesiegbar macht. Berserker nennen sie sich, wenn sie in diesem Zustand sind. Das hat nichts mit dem Teufel zu tun. Oder mit Dämonen.«

»Die Menschenopfer?«

»Die Wikinger glauben an grausame Götter, deshalb sind sie selber grausam. So war es schon immer, und so wird es auch bleiben.«

Dea platzte fast vor Wut, aber auch vor Enttäuschung. »Du kannst wohl alles irgendwie erklären, was?«

»Fast alles.«

»Du bist ein Besserwisser.«

»Ich bin ein Gelehrter.« In einem Anflug von Betroffenheit fügte er hinzu: »Wenigstens war ich das einmal.«

»Was bringt sie hierher?«

»Wahrscheinlich sind sie auf dem Heimweg aus Byzanz. Sie treiben mit den Herrschern dort rege Geschäfte. Manchmal kommt es vor, dass sie sich auf dem Weg über Land verirren. Sie sind Seefahrer, keine Fährtensucher oder Kundschafter. Wenn sie ihre Richtung nicht mehr finden, werden sie wütend und verzweifelt. Dann beginnen sie zu plündern und zu brandschatzen. Das ist schlimm und traurig, aber nichts, an dem ich irgendetwas ändern könnte.«

Sie schwiegen eine Weile, und Dea widmete sich lustlos ihrem kalt gewordenen Essen. Schließlich legte sie den hölzernen Löffel ab und schob die Schale von sich.

»Ich hab dich schon ein paar Mal gefragt, und du hast mir nie eine Antwort gegeben. Aber jetzt will ich die Wahrheit wissen: Was für ein Angebot war das, von dem Abakus gesprochen hat?«

»Psst«, machte er und legte den fettverschmierten Zeigefinger an die Lippen. »Sprich seinen Namen nicht so laut aus. Abakus war hier, erst gestern oder vorgestern. Die Leute erinnern sich an ihn. Ich will nicht, dass uns irgendwer mit ihm in Verbindung bringt.«

»Abakus ist hier gewesen?«, fragte sie erstaunt. »Dann sind wir immer noch hinter ihm?«

»Ja.«

»Warum reisen wir nicht mit ihm zusammen?«

Goten schüttelte den Kopf. »Das willst du doch nicht wirklich,

oder?«

»Nein, aber ich dachte, vielleicht du.«

»Ich sag's dir noch mal: Abakus ist nicht mein Freund.«

»Zu ihm hast du was anderes gesagt.«

»Für Abakus gibt es nur Freunde und Feinde. Mir ist lieber, er hält uns für Freunde.«

»Du hast Angst vor ihm«, stellte Dea fest.

»Das ist es nicht ganz. Nicht Angst um *mich* – Angst um die ganze Welt!«

»Wie, zum Teufel, meinst du das nun wieder?«

Deas Gedanken kreisten in einem einzigen Taumel aus Wut und Verwirrung. Diese Geheimnistuerei brachte sie noch um den Verstand!

Goten zögerte, bevor er sich schließlich entschloss, ihr ein wenig mehr zu verraten. »Abakus ist nicht der, für den er sich ausgibt.«

»Sondern?«

»Er behauptet, Hexen und Dämonen zu jagen, aber das ist nicht die Wahrheit. Sicher, er sucht sie überall im Land – die echten Hexen, meine ich –, aber statt sie vor Gericht zu stellen, unterbreitet er ihnen ein Angebot.«

»So wie dir?«

»Ich bin kein Hexer. Aber, ja, auch mir hat er dieses Angebot gemacht. Er versucht, die Hexen – und mich – auf seine Seite zu ziehen. Auf die Seite des Arkanums.«

»Was ist das, ein … ein …?«

»Das Arkanum. Ein geheimer Bund der übelsten und grausamsten Hexen, die du dir vorstellen kannst. Abakus ist ihr Anführer. Als Hexenjäger verurteilt er nur Unschuldige. Die wahren Hexen aber überredet er, dem Arkanum beizutreten. Innerhalb weniger Wochen hat er seine Fühler in alle

Richtungen ausgestreckt. Schon gibt es überall im Land Hexen, die ihm dienen.«

Dea war blass geworden. »Du hast zu ihm gesagt, du überlegst dir, ob du sein Angebot annimmst.«

»Glaubst du denn wirklich, das würde ich tun?«

»Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht.«

Seine Augen schienen sie anzuflehen. »Vertrau mir, Dea. Das ist das Wichtigste überhaupt. Du darfst nicht an mir zweifeln. Versprichst du mir das?«

»Ich …« Sie zögerte noch immer. »Ja … ja, ich versprech's.«

»Gut.« Über den Tisch hinweg ergriff er ihre Hand und hielt sie fest zwischen seinen eiskalten Fingern. »Du bist meine Tochter, Dea. Und seit du bei mir bist, bist du für mich das Teuerste auf der Welt. Wir müssen immer zusammenhalten. Immer, verstehst du?«

»Ja.« Sie war zutiefst gerührt von seinen Worten. Und doch: Ganz weit hinten in ihrem Verstand regte sich immer noch eine Spur von Zweifel, ja, Misstrauen sogar. Sie verabscheute sich dafür, aber sie konnte nichts daran ändern.

»Und was geschieht weiter?«, fragte sie schließlich.

»Wir folgen Abakus«, sagte Goten mit gedämpfter Stimme. Es klang unheilvoll wie eine uralte Prophezeiung von Elend und Tod. »Wir folgen ihm mitten ins Zentrum seiner Macht.«

Echte und falsche Dämonen

»Verdammt!«, fluchte Goten zwei Tage später. »Wir haben Abakus' Spur verloren.«

Er brachte den Karren an einem verschneiten Kreuzweg zum Stehen. Ein Schwarm Krähen erhob sich aus den Zweigen und stob zum grauen Himmel empor. Das Ross schnaubte in seinem Zaumzeug und scharrte mit einem Huf im Schnee.

»Ich hab mich schon die ganze Zeit gefragt, wie du die Spuren seines Pferdes von denen der anderen Reisenden unterscheiden kannst.«

»Das kann ich gar nicht«, gab Goten zurück. »Ich kann Abakus … spüren.«

Dea starrte ihn mit großen Augen an. »Kann man so was lernen?«

Ihr Vater zuckte die Achseln. »Ich fühle ihn einfach. Das kennst du doch auch, oder? Eigentlich sieht man niemanden, aber plötzlich weiß man, dass da jemand hinter einem steht. Das ist so ähnlich wie mit mir und Abakus. Wahrscheinlich geht es ihm genauso. Deshalb wusste er auch, dass wir auf der Straße hinter ihm waren.«

»Dann weiß er auch, dass wir ihm immer noch folgen?«

»Ich hoffe, er hat ein paar wichtigere Sachen im Kopf, die ihn von uns ablenken.«

Dea verzog das Gesicht. »Klingt beruhigend.«

Goten sprang vom Kutschbock und stapfte durch den Schnee zur Mitte der Kreuzung. Dort schaute er sich aufmerksam um. Die Wege, die sich hier trafen, führten alle tiefer in die Wälder. Im Osten wurde das Land hügeliger, um in einiger Entfernung in schroffe Berge überzugehen. Ihre Gipfel verschwanden in der dichten Wolkendecke.

»Sein Vorsprung ist zu groß«, meinte Goten, als er zu Dea zurückkam. »Zuletzt muss er uns drei Tage voraus gewesen sein.«

»Aber ich dachte, du weißt, wo er hinwill.«

Goten nickte. »Er und seine engsten Dienerinnen haben ein Versteck, in dem sie sich treffen und einander von ihren neuesten Schandtaten berichten. Es kann nicht weit von hier sein.«

»Was ist es? Ein Haus? Eine Höhle?«

»Denkst du wirklich, Abakus würde sich in einer feuchten Höhle verkriechen, wo Wurzeln von der Decke hängen und man bis zu den Knöcheln in irgendwelchen Pfützen steht?«

Dea verdrehte die Augen. »War ja nur ein Vorschlag.«

»Es muss eine Burg sein. Eine alte Festung. Vielleicht eine, die unbewohnt war, bis Abakus kam, und deshalb auf keiner Karte verzeichnet ist.«

»Wir hätten im letzten Gasthaus danach fragen sollen.«

Goten lächelte. »Das hab ich getan.«

»Und?«

»Der Wirt hat gesagt, es gäbe eine alte Ruine hier in der Gegend. Sie hat weder einen Namen noch irgendeinen Besitzer.«

»Und wo finden wir die?«, fragte Dea aufgeregt.

»Der Wirt meinte, immer der Nase nach«, brummte Goten unwirsch. » ‚Ihr könnt sie gar nicht verfehlen', hat er gesagt. ‚Ihr werdet sie schon finden.'«

Dea seufzte. »Wahrscheinlich kommt er nicht oft aus seinem Wirtshaus heraus.«

»Auf jeden Fall hat er nichts von einem Kreuzweg erwähnt.«

Goten blickte sich noch einmal um, dann trieb er das Pferd an und lenkte es in den Weg zur Linken. Nach Osten, auf die Berge

zu.

»Wieso glaubst du, dass das der richtige Weg ist?«, wollte Dea wissen.

»Festungen liegen meist auf Bergen.«

»So was nennt man Glücksspiel.«

»Wenn das hochwohlgeborene Fräulein einen besseren Einfall hat, würde ich ihn gerne hören«, knurrte Goten.

»Ich glaube ja auch, dass das hier die richtige Richtung ist«, erwiderte sie. »Aber nicht, weil die Festung irgendwo auf einem Felsen liegt. Das wäre doch viel zu offensichtlich. Jeder könnte schon von weitem sehen, dass dort Feuer brennen oder Menschen ein und aus gehen. Nein, ich schätze eher, die Ruine liegt in einem Tal. Völlig versteckt von der Außenwelt.«

Goten öffnete den Mund – zweifellos um ihr zu widersprechen –, schloss ihn dann aber wieder. Dea sah ihm an, dass er überlegte, ob sie nicht vielleicht doch Recht hatte, auch wenn er es niemals zugegeben hätte. Das machte sie mächtig stolz. Außerdem war sie überzeugt, dass sie diesmal den richtigen Riecher hatte.

Er wird noch froh sein, mich dabeizuhaben, dachte sie ziemlich unbescheiden.

Den ganzen restlichen Tag lang folgten sie dem Weg, bis der Karren zwischen schneebedeckten Waldhängen immer stärker hin und her schlitterte und der Himmel sich allmählich dunkel färbte. Die Dämmerung schob sich wie ein Schwarm Fledermäuse über das Land, und bald funkelten die ersten leuchtenden Augenpaare im Dunkel zwischen den Bäumen. Nachtjäger machten sich bereit für ihren Beutezug.

Plötzlich zerrte Goten an den Zügeln. Der Karren blieb stehen.

»Was ist?«, flüsterte Dea alarmiert.

»Still!«, fauchte er aus dem Schatten seiner Kapuze.

Angestrengt horchte sie in die Finsternis der Wälder. Oben in

den Bergen schrie ein Adler. Etwas anderes hörte sie nicht. Als sie sich umschaute, fiel es ihr schwer, die nächsten Bäume im Halblicht des Abends zu erkennen, geschweige denn irgendetwas oder jemanden, der dahinter stehen mochte.

»Da ist nichts.«

»Horch – da!« Goten hob eine Hand, als könnte er damit sogar das Rauschen der Wälder verstummen lassen.

Doch das war gar nicht mehr nötig. Denn diesmal hörte Dea, was er meinte.

Gesang. Wildes Singen aus zahlreichen Kehlen.

Der Wind trieb die Laute von Osten heran, bei jeder Böe ein wenig lauter und deutlicher. Worte in einer fremden, kehligen Sprache. In der Dunkelheit klangen sie noch unheimlicher, noch bedrohlicher als bei Tageslicht. Doch selbst bei Sonnenschein hätte es Dea angesichts dieser Gesänge vorgezogen, auf der Stelle umzukehren.

»Sind das die Nordmänner?«, fragte sie tonlos.

Goten spähte angestrengt nach vorne. Der Weg machte gleich vor ihnen eine Biegung nach rechts, sodass nicht das Geringste zu erkennen war.

»Das ist keine Sprache, die ich kenne«, flüsterte er zurück. »Das müssen sie sein.«

Dea wurde schlagartig schlecht. »Kommen die etwa auf uns zu?«

»Nein. Sie sind nicht auf dem Weg. Sie müssen irgendwo im Wald sein, noch ein ganzes Stück entfernt.« Goten ließ die Zügel locker. Das Pferd trabte langsam vorwärts.

»Du willst doch wohl nicht weiter in diese Richtung?« Dea spürte, dass ihre Knie zitterten, und das lag nicht nur an der Kälte.

»Wir haben doch vor, Abakus zu finden, oder? Und wer sagt denn, dass da, wo die Nordmänner sind, nicht auch er ist?«

»Du meinst, die stecken alle unter einer Decke?«

»Abakus und die Nordmänner? Oh nein, bestimmt nicht! Trotzdem …« Mehr sagte er nicht, wie es so seine Art war, und in jeder anderen Lage hätte Dea ihn dafür würgen mögen. Verprügeln. An seinen Haaren ziehen. Und *noch* Schlimmeres. Jetzt aber war sie viel zu froh, dass er bei ihr war.

Der Karren bog um die Kurve, und da sahen sie erstmals etwas, das ihnen mehr über den genauen Aufenthaltsort der Nordleute verriet.

Drei, vier Bogenschussweiten entfernt lag ein goldener Schimmer über den Baumwipfeln. Feuerschein!

»Ist das der Wald, der da brennt?«, fragte Dea.

Goten verneinte. »Das sind nur kleine Feuer, mindestens ein halbes Dutzend, schätze ich. Eher aber wird es die doppelte Zahl sein.«

»Zwölf Feuer?«, entfuhr es ihr erschrocken. »Aber dann … dann müssen es mindestens sechzig oder siebzig Männer sein!«

»Das kommt drauf an, ob es Lagerfeuer sind – oder Belagerungsfeuer!«

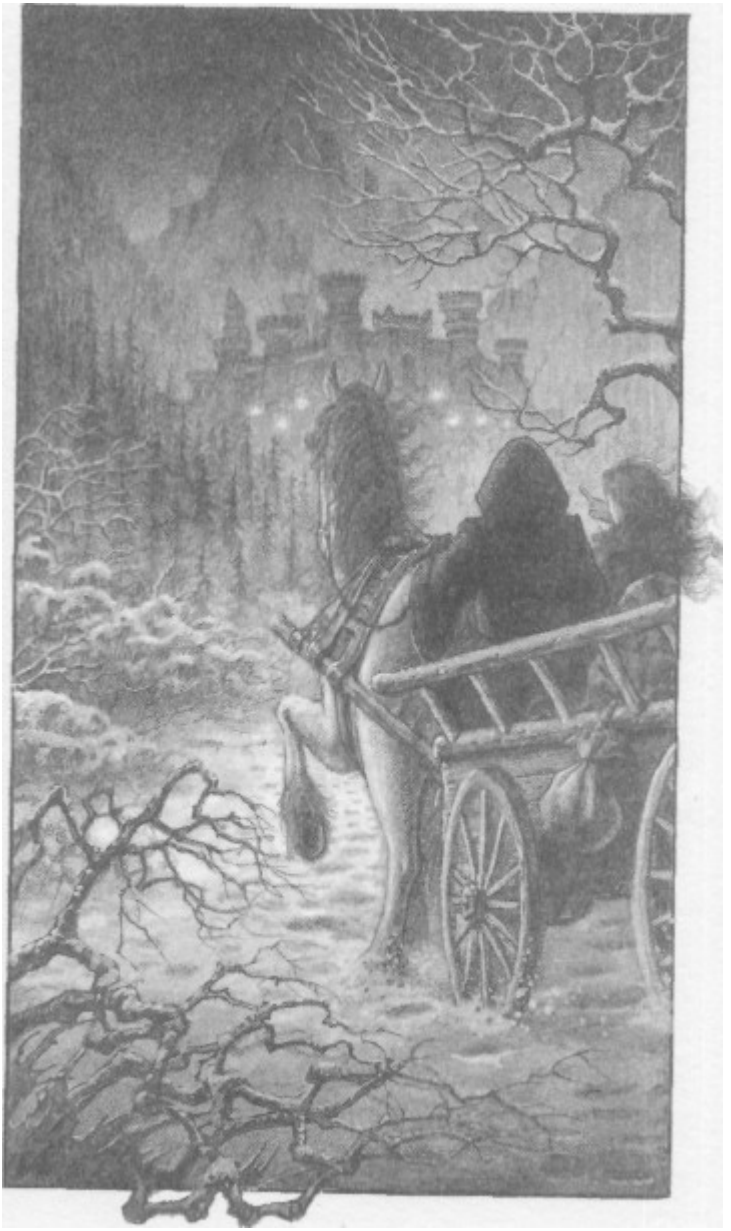
Vor Aufregung brauchte sie einen Augenblick, ehe ihr der Unterschied klar wurde. »Aber was sollten sie denn belagern? Ich denke, hier draußen gibt es keine Höfe?«

»Das ist die große Frage, nicht wahr?« Er lächelte verbissen, und da begriff sie endlich, was er meinte.

»Abakus' Festung!«, zischte Dea zwischen den Zähnen und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen. »Sie belagern den großen Abakus persönlich!«

»Sieht ganz danach aus.«

Sie kamen an eine schmale Abzweigung. Ein überwucherter Hohlweg führt durch das Tal, über dessen Wipfeln der Feuerschein waberte.



Dea frohlockte – sie hatte also Recht behalten. Abakus' Festung lag versteckt zwischen zwei hohen Berghängen, Der Schnee am Boden des Hohlwegs war von zahllosen Füßen aufgewühlt. Tief hängende Äste waren umgeknickt, dickere Zweige sogar mit Axthieben von den Stämmen abgespalten. Vom Grund des Tals wehte ihnen der Geruch von verbranntem Holz entgegen.

Goten schwang sich vom Kutschbock. »Du bleibst hier beim Pferd und dem Wagen«, flüsterte er Dea zu. »Ich werd mich dort unten mal umschauen.«»Ich will mitkommen!«

»Kommt gar nicht in Frage.«

Dea sprang ungeachtet seiner Worte vom Karren und landete im zertrampelten Schnee. »Wie willst du mich denn daran hindern?«

Er funkelte sie böse an. Seine Augen schienen im dunklen Ausschnitt der Kapuze zu leuchten wie die eines Raubtiers. »Du bist frech, fordernd und undankbar!«

»Und du hast viel zu viel Angst um mich«, gab sie stur zurück. »Ich kann schon ganz gut allein auf mich aufpassen.«

Goten blieb einen weiteren Augenblick stehen, reglos und lauernd, dann drehte er sich rasch um und eilte den Hohlweg hinunter. »Führ das Pferd und den Wagen zwischen die Bäume. Dann komm leise hinter mir her. Und bring mein Schwert mit!«

Rasch tat sie, was er gesagt hatte, dann rannte sie mit der Waffe in den Händen durch den Schnee, bis sie ihn eingeholt hatte. Die Kälte biss durch ihre Fellkleidung, dennoch fror sie nicht. Sie war viel zu aufgeregt. Die Furcht, die sie eben noch beim Gedanken an die grausamen Nordleute verspürt hatte, verging mit jedem Schritt ein wenig mehr. Dea spürte sie noch in ihrem Bauch, aber zumindest konnte sie jetzt wieder klar und vernünftig denken. Wenn sie nicht zu nah an die Nordmänner herangingen, würde schon nichts passieren; die fremden Krieger würden genug mit ihrer Belagerung zu tun haben und wohl

kaum nach einem einzelnen Mann und einem Mädchen Ausschau halten. Hoffte sie wenigstens.

Sie kamen an eine Stelle, wo das Gelände steiler abfiel. Von hier aus konnten sie über den verschneiten Wipfeln der tiefer gelegenen Bäume erkennen, was sich unten im Tal abspielte.

Goten hatte sich geirrt. Es mussten mindestens zwanzig Feuer sein, die das Treiben erhellten. Sie waren ringförmig um die Überreste einer einstmals mächtigen Festung platziert, von deren Stärke immer noch hohe Mauern und dicke, zinnenbewehrte Türme zeugten. Vielleicht lag es nur an der Dunkelheit, aber Dea kam das Gestein ungewöhnlich finster vor, beinah schwarz. Falls nicht die Bösartigkeit des Arkanums die Mauern durchtränkt hatte, musste das gesamte Bauwerk irgendwann einmal Opfer eines Brandes geworden sein.

Zwischen den Feuern, etwa einen Speerwurf von der Festung entfernt, wimmelten dunkle Silhouetten umher. Es waren nicht so viele Nordmänner, wie Dea befürchtet hatte, zumindest soweit sie dies von hier aus erkennen konnte. Dreißig, schätzte sie, allerhöchstens vierzig. Freilich waren auch das immer noch viel zu viele, um einfach zwischen ihnen hindurch zur Festung zu spazieren. Und wollten sie das denn überhaupt?

Goten hatte ihr nicht erzählt, wie er vorzugehen gedachte. Sicher, er wollte Abakus davon abhalten, das Arkanum noch größer und mächtiger zu machen. Aber wie sollten sie das verhindern? Zumal doch Abakus ein größenwahnsinniger Hexenmeister war, der sogar Vögel in tödliche Pfeile verwandeln konnte. Und wer wusste schon, was er noch alles auf Lager hatte.

»Die Nordmänner müssen hier aufgetaucht sein, kurz nachdem Abakus angekommen ist«, stellte Goten fest.

»Vielleicht sind sie ihm gefolgt.«

»So viele? Nein, das hätte er bemerkt. Wahrscheinlich war es nur ein dummer Zufall, dass sie ausgerechnet über diesen Ort

gestolpert sind. Nicht einmal Abakus und seine Hexen sind gefeit gegen das Schicksal.«

»Gehen wir näher ran?«

»Wir?«, wiederholte Goten.

»Ach, komm schon …«, flüsterte Dea. »Ich kann dir helfen. Wirklich.«

Er überlegte einen Moment, dann nickte er.

»Einverstanden. Vielleicht ist das eine ganz gute Vorbereitung.« Damit lief er ein Stück nach links und eilte abseits des Weges den Hang hinunter. Dea folgte ihm.

Vorbereitung? Wie hatte er das nun wieder gemeint? Vorbereitung worauf? Und überhaupt: Das klang nicht, als würde ihm die Lage allzu großes Kopfzerbrechen bereiten.

Erneut holte sie auf und schlitterte an der Seite ihres Vaters den zugeschneiten Waldhang hinunter. Immer wieder stolperten sie über Wurzelstränge, die unter dem Eis verborgen lagen, oder sie mussten tückische Löcher umgehen, die sich nur schwach unter der Schneedecke abzeichneten.

»Kann Abakus die Nordmänner nicht einfach … hm, irgendwie weghexen?«, fragte sie im Flüsterton.

»Wer weiß«, murmelte Goten verbissen. »Um ehrlich zu sein, wäre es mir lieber, er könnte es nicht.«

»Weil die Nordmänner dir die Arbeit abnehmen?«

»Nein«, entgegnete er ernsthaft, »weil er sonst das Gleiche mit *uns* tun könnte. Oder mit jedem anderen lebenden Wesen.«

Darauf gab es nichts zu erwidern, und so schwiegen sie, bis das Licht der Feuer in einiger Entfernung vor ihnen durch die Baumstämme schien.

»Von jetzt an müssen wir vorsichtiger sein«, sagte Goten. »Sie haben sicher Wachen aufgestellt.«

Gebückt schlichen sie weiter. Dea hatte ihren alten Dolch

unter ihrem Fellwams hervorgezogen und hielt ihn in der Hand, als wäre er die gefährlichste Waffe der Welt. Obwohl die Klinge stumpf und auch ein wenig rostig war, machte ihr der lederumwickelte Griff in ihrer Hand Mut. In diesem Moment hatte sie das Gefühl, als könnte sie es mit drei Nordmännern gleichzeitig aufnehmen.

Diese Vorstellung löste sich freilich in Wohlgefallen auf, als sie den ersten ihrer Feinde aus der Nähe sah.

Noch nie hatte sie einen so großen Mann gesehen. Gewiss, auch Goten war hoch gewachsen, doch der Nordlandkrieger überragte ihn um mehr als eine Haupteslänge. Er stand an einem der äußeren Feuer, in buschige Felle gehüllt, und stützte sich auf eine Lanze, die Dea allein wahrscheinlich nicht einmal hätte anheben können. Er hatte ihnen die linke Gesichtshälfte zugewandt und schien im Stehen zu schlafen. Er trug einen Helm mit zwei gewaltigen Hörnern, und sein feuerroter Bart war buschig und reichte ihm bis auf die Brust. Seine Arme schmückten stahlbesetzte Reife aus Leder, und das Schwert, das vor ihm im Schnee stak, war so breit wie Deas Oberschenkel.

Der Nordmann war allein am Feuer. Offenbar hatte er den Befehl, diesen Abschnitt des Waldrands zu bewachen. Vielleicht hätte es Goten sogar gelingen können, ihn im Schlaf zu überrumpeln – wären da nicht all die anderen Krieger gewesen, die etwa zwanzig Schritt entfernt standen und einen Angriff gegen den schwarzen Festungswall zu planen schienen. Die Flammen der Lagerfeuer warfen schimmernde Muster über ihre Kettenhemden und Schuppenpanzer. Beinahe jeder von ihnen trug einen gehörnten Helm über dem bärtigen Gesicht. Dea verstand jetzt, warum die Köhler sie für Dämonen gehalten hatten – und dabei hatte sie die Nordmänner noch nicht einmal während ihrer gefürchteten Kampfwut erlebt! Wenn sie erst zu Berserkern wurden, würden ihren Äxten, Schwertern und Kriegshämmern nicht einmal die alten Festungsmauern widerstehen können.

»Schau!«, flüsterte Goten Dea ins Ohr und deutete mit einem Kopfnicken zum Zinnenkranz der Hexenfestung.

Dort oben war eine einsame Gestalt erschienen, hatte beide Arme erhoben und den Kopf in den Nacken gelegt. Weite schwarze Gewänder flatterten im eisigen Nachtwind.

»Ist das Abakus?«, wisperte Dea fast lautlos. Der schlafende Wachtposten stand etwa zehn Schritte von ihnen entfernt und rührte sich nicht; dennoch wollte sie es nicht darauf anlegen, ihn zu wecken.

Goten gab keine Antwort. Sein Schweigen war Bestätigung genug.

»Was tut er?«, fragte Dea.

»Sieht aus wie eine Beschwörung.«

»Und was beschwört er?«

Gotens Blick traf sie kühl wie der Nordwind.

»Dea, ich hab dich sehr lieb … Aber, bitte, halt für einen Augenblick den Mund!«

Schmollend wandte sie sich von ihm ab und schaute wieder zu den Zinnen empor. Abakus stand unverändert da. Doch jetzt schien es plötzlich, als flimmere die Luft zwischen seinen erhobenen Händen wie von großer Hitze. Ja, genauso sah es aus: wie das Flirren über den Flammen eines Lagerfeuers.

Im nächsten Moment nahm das Flimmern einen rötlichen Farbton an, wurde heller und heller – und erlosch auf einen Schlag.

Dea stieß scharf die Luft zwischen den Zähnen aus. Was war geschehen? Sie hatte erwartet, dass magische Flammen aus Abakus' Händen nach den Nordlandkriegern lecken und sie in Asche verwandeln würden. Oder dass Fangarme aus purem Zauber sie packen und zerquetschen würden. Irgendetwas, das Abakus' Ruf als mächtigem Hexer gerecht werden würde.

Doch nichts dergleichen geschah. Stattdessen verharrte

Abakus einfach nur regungslos auf dem Turm.

»Was soll *das* denn?«, flüsterte Dea irritiert.

Goten legte den Zeigefinger an die Lippen und bedeutete ihr, still zu sein. Der Wächter am Feuer war erwacht und blickte jetzt ebenso wie seine Brüder hinauf zu den Zinnen. Offenbar fragten sich alle, was eigentlich geschehen war.

Dea runzelte die Stirn. »Ist ihm sein Zauber nicht gelungen?«

Ihr Vater seufzte. »Was muss eigentlich passieren, damit du endlich ruhig bist?«

»Jemand müsste mir erklären, was hier vorgeht«, gab sie giftig zurück.

Der nahe Wächter war viel zu verwirrt von Abakus' sonderbarem Auftritt, als dass er die beiden Beobachter am Waldrand bemerkt hätte. Dea fürchtete ihn nicht, solange er in eine andere Richtung blickte.

Goten atmete tief durch. »Das war kein misslungener Zauber«, wisperte er. »Vielleicht will er, dass die Nordmänner das glauben. Mag sein, dass er vorhatte, sie zu verwirren.«

»Wenn Abakus so gefährlich ist, wie du sagst, gibt er sich doch wohl kaum mit ein paar Kunststücken zufrieden.«

»Nein. Wahrscheinlich nicht.«

Der Wächter löste sich vom Feuer und ging zu den übrigen Kriegern hinüber. Auch er wollte wissen, was dort oben geschehen war.

Dea zitterte. Mit einem Mal begann sie, erbärmlich zu frieren. Der Wind, der von den schneebedeckten Berghängen in das enge Tal herabwehte, schien plötzlich kälter zu werden.

Auch Goten hatte es bemerkt. »Spürst du das auch?«

»Es ist kühler geworden.«

Er nickte. »Aber so plötzlich?«

Sie starrten einander an, und in beider Augen keimte

Begreifen.

Ihre Blicke flogen zurück in Richtung Festung. Einige der Nordlandkrieger hatten die Hände vor ihren Mündern zu Höhlen geformt und bliesen warmen Atem hinein; andere rieben sich frierend die Oberarme. Und das, obwohl sie Frost doch gewohnt sein mussten.

»Dort, wo sie stehen, scheint es noch kälter zu sein als hier bei uns«, knurrte Goten. Die Worte nahmen als weißer Dunst vor seinem Gesicht Gestalt an.

»Das, was Abakus zwischen seinen Händen hatte, sah doch aus wie … wie *Hitze*«, meinte Dea.

»Glaubst du, er hat …«

»Er hat der Luft den Rest von Wärme entzogen? Ja, das könnte sein.«

»Aber warum?«

Goten hob die Schultern. »Ich hab das ungute Gefühl, dass wir gleich die Antwort darauf bekommen werden.«

Sie mussten nicht lange warten, bis sich seine Vermutung bestätigte. Doch als es so weit war, traf die Art und Weise, *wie* es geschah, sie dennoch vollkommen unvorbereitet.

Die Stelle, an der die drei Dutzend Nordmänner beieinander standen, schien mit einem Mal so unerträglich kalt zu werden, dass die Krieger wie eine Herde erschrockener Schafe auseinander stoben. Lediglich zwei von ihnen, die im Zentrum der Gruppe gestanden hatten, rührten sich nicht von der Stelle. Ihre Felle und Panzer waren mit einer Eisschicht überzogen. Der eine versuchte noch, sich zu bewegen, und tatsächlich bekam die weiße Kruste an seinen Gelenken Risse – dann aber erstarrte er völlig und regte sich nicht mehr. Sogar seine Augen schienen zu gefrieren, denn sie hörten schlagartig auf, in ihren Höhlen zu zucken. Sein Gesicht verharrte in einer Grimasse grenzenloser Panik. Er sah jetzt aus wie eine barbarische Statue, die ein

Künstler aus einem Eisblock gehauen hatte.

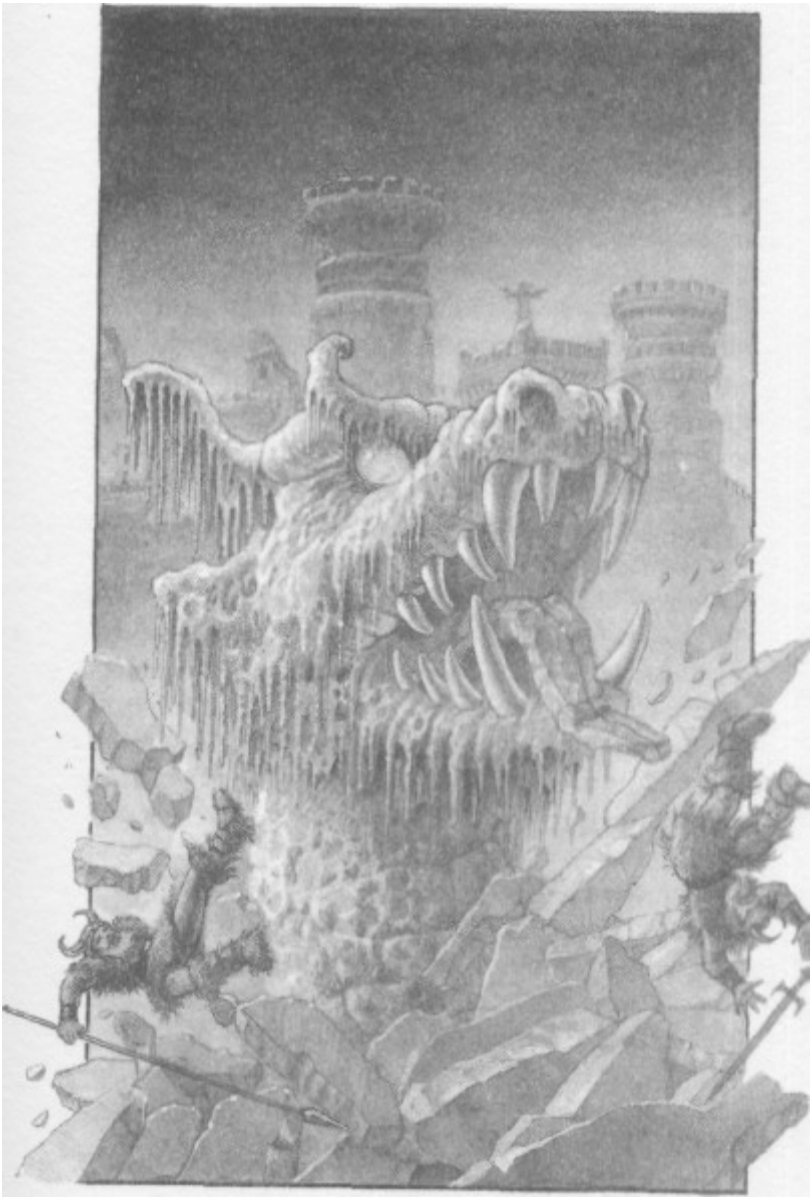
Doch falls irgendwer geglaubt hatte, dass Abakus' Zauber seine Gegner zu Eis gefrieren ließ, so sah er sich bald darauf getäuscht.

Denn es kam noch schlimmer. Viel schlimmer.

Ein Knirschen ertönte, als unter den beiden erstarrten Nordlandkriegern ein gezackter Riss durch den Schnee lief. Der Boden wölbte sich empor und öffnete sich entlang des zackigen Spalts. Doch was im ersten Moment aussah wie eine Öffnung im Erdreich, entpuppte sich als Schlund einer riesenhaften Bestie aus Eis und Schnee! Die Schneezacken wurden zu Fangzähnen, jeder so groß wie ein Kind, und aus dem dunklen Rachen wirbelte eine gewaltige Zunge aus funkelnden Eiskristallen, schlängelte sich um die beiden Männer und riss sie hinab in den Abgrund. Derweil wuchs die Wölbung im Boden immer höher, bis sie die Gestalt eines mächtigen Schädels annahm, gefolgt von einem monströsen Leib, aus dem Stacheln und Klingen aus Eis wucherten.

Dea spürte, wie sie von Goten nach hinten gerissen wurde, tiefer zwischen die Bäume, fort von dem Inferno aus aufstiebenden Eiswolken, dem wahnsinnigen Kreischen der Kreatur und den Schreien der Nordlandkrieger.

Die Bäume verdeckten Deas Sicht, aber sie musste nicht zusehen, um zu wissen, was geschah. Die Laute, die sie hörte, reichten aus, ihr Bilder der Tragödie vor Augen zu führen. Goten hielt sie fest in seinen Armen und blickte über ihre Schulter hinweg zurück zur Festung. Sie konnte fühlen, dass sein Körper starr und verkrampft war, wie versteinert vor Entsetzen über das, was Abakus mit einer einzigen Beschwörung in die Welt geboren hatte.



Irgendwann endeten die Geräusche. Ohnmacht legte sich über die Wälder und das Tal und die ausgebrannte Festung an ihrem Grund. Die Welt schwieg, und auch Dea brachte keinen Ton heraus. Die Stille der Landschaft erfüllte ihren Kopf bis zum Bersten mit etwas, das Angst zu sein schien, in Wahrheit aber viel mehr war als das – völlige, absolute Leere, ein Nicht-begreifen-Wollen dessen, was gerade geschehen war.

Sehr behutsam löste Goten sie von seiner Brust.

»Es ist fort. Was immer es war, es ist verschwunden.«

Sie musste Tränen fortblinzeln, um sein Gesicht zu erkennen. Was sie sah, erschütterte sie bis ins Mark: Goten schien um Jahre gealtert. Dea fragte sich, ob es Eis war, das auf seinen Wangen schmolz, oder ob auch er weinte – um Männer, die ihn ohne Zögern erschlagen hätten und die doch einen Tod gestorben waren, den niemand auf der Welt verdient hatte.

»Komm«, sagte er schließlich sanft und drückte sie noch einmal an sich. »Wir müssen gehen.«

»Wohin?«, fragte sie mit einer Stimme, die schwach und kränklich klang, gar nicht mehr wie ihre eigene.

Goten schaute durch die Bäume zum schwarzen Festungswall.

»Zu Abakus«, sagte er. »Die Welt retten.«

Unter Hexen

Der Schnee am Fuß des Festungswalls glich einem Schlachtfeld. Und doch deutete alles darauf hin, dass es keinen Kampf gegeben hatte. Keine Gegenwehr.

Die Kreatur, die Abakus heraufbeschworen hatte, war fort. Dort, wo sie sich aus Eis und Erdreich geformt hatte, klaffte ein zerfurchter Krater im Boden. An seinem Grund hatte sich etwas gesammelt, das nur auf den ersten Blick wie gewöhnliches Wasser aussah; die Flüssigkeit war fester und glitzerte silbrig.

»Wo … wo ist es?«, fragte Dea leise, während sie und Goten langsam das Schneefeld überquerten, geradewegs auf das Tor der Festung zu. Noch war niemand auf den Zinnen erschienen, aber beide zweifelten nicht, dass Abakus längst über ihre Ankunft Bescheid wusste.

Goten deutete auf den glitzernden Schleim unten im Krater. »Das ist alles, was von dem Wesen übrig geblieben ist. Es wurde nur zu einem einzigen Zweck heraufbeschworen, und den hat es erfüllt.«

Verstreut im Schnee gab es Spuren dessen, was die Bestie den Nordmännern angetan hatte. Dea bezweifelte, dass einem von ihnen die Flucht gelungen war.

»Was erwartet uns da drinnen?«, fragte sie und deutete auf das hohe Tor der Festungsruine.

»Das Böse«, erwiderte Goten knapp. Mehr nicht.

Am Fuß des hohen Eichenportals blieben sie stehen. Die Doppelflügel waren geschlossen. Aus dem Inneren drang kein Laut ins Freie.

Goten legte den Kopf in den Nacken und schaute zum Zinnenkranz der Mauern empor.

»Abakus!«, rief er, so laut er konnte.

Eine Weile lang geschah nichts. Nur das Echo von Gotens eigener Stimme antwortete ihnen aus der Weite des Tals, hallte verzerrt von den Berghängen wider wie das verzweifelte Jammern ruheloser Geister.

Ein hohes Kreischen ertönte, aber es war keine Stimme, sondern das Quietschen der mächtigen Torflügel. Unter lautem Knirschen schwang einer ein Stück weit nach innen. Der entstandene Spalt war dunkel und leer.

Dea biss die Zähne zusammen und wollte eintreten, doch Goten legte ihr eine Hand auf die Schulter und hielt sie zurück. Mit einem angedeuteten Kopfschütteln gab er ihr zu verstehen, dass sie noch nicht hineingehen sollte – und schon gar nicht als Erste.

»Abakus!«, brüllte er noch einmal an dem schwarzen Steinwall hinauf. »Ist dies vielleicht das herzliche Willkommen, das du mir versprochen hast?« Nach einer Pause fuhr er fort: »Erst zwingst du mich dazu, durch die Überreste dieser Barbaren zu stapfen, und dann höre ich nicht einmal ein freundliches Wort?«

Die Schatten in dem dunklen Torspalt nahmen schlagartig Form an, als eine Gestalt in schwarzen Gewändern ins Freie trat und nur einen Schritt vor Dea und Goten stehen blieb.

Dea fand, dass Abakus älter aussah als noch vor wenigen Tagen. Täuschte sie sich, oder ging er leicht vornübergebeugt? Tatsächlich wurde im selben Moment zwischen den Falten seines Gewandes ein Gehstock sichtbar, auf den er sich mit der Linken stützte.

»Verzeih mir meine Unfreundlichkeit«, wandte er sich an Goten. Seine Stimme klang heiser. »Ich konnte nicht schneller hier sein. Die Treppen haben mir … Schwierigkeiten bereitet.«

»Du siehst nicht gut aus«, sagte Goten freiheraus, ergriff Abakus' Hand und schüttelte sie herzlich. Dea konnte ein Schaudern nicht unterdrücken, als sie die freundschaftliche Geste zwischen den beiden mit ansah. Abakus mochte noch so geschwächt wirken; sie konnte nicht vergessen, was er getan hatte – und auf welche Weise.

»Es war ein anstrengender Tag«, wich Abakus aus.

»Wir haben gesehen, was du vollbracht hast«, entgegnete Goten. »Recht eindrucksvoll, nicht wahr?« Aber er wartete nicht auf eine Antwort, sondern drehte sich um und zog sich durch den Türspalt zurück ins Innere der Festung.

Goten nickte Dea kurz zu, dann folgte er dem Hexenmeister. Dea ging als Letzte hinterher. Hinter ihrem Rücken schloss sich das Portal wie von Geisterhand.

Als sie sich umschaute, erkannte sie, dass sie durch eine weite Halle gingen, deren Decke von breiten Steinsäulen gestützt wurde.

»Teile dieser Festung stammen noch von den Römern«, erklärte Abakus, während er vorausging. »Die Teile, die sie aus Holz errichtet haben, wurden später aus Stein neu gebaut. Aber diese Halle und ein paar andere Winkel der Festung sehen wohl noch genauso aus wie vor tausend Jahren.«

Dea hatte nicht die geringste Ahnung, wer die Römer waren, aber sie sah, dass Goten schweigend nickte. Sie würde ihn später fragen, was es damit auf sich hatte.

Abakus führte sie aus der Halle über einen verschneiten Innenhof in ein weiteres Gebäude. Dort betraten sie schließlich einen Saal, in dessen Mitte eine gewaltige Tafel aus rissigem Holz stand. Daran saßen sechs Frauen in dunklen Gewändern. Die Kleider waren aufwändig und exotisch geschneidert, anders als alles, was Dea je zuvor gesehen hatte.

Die Blicke der Frauen musterten erst Goten und blieben schließlich an Dea hängen. *Hexenaugen!,* durchfuhr es sie, und sie fragte sich mit einem Schaudern, ob die Frauen ihr vielleicht gerade ihren Willen raubten, ohne dass sie es merkte.

Abakus nahm auf einem erhöhten Stuhl am Ende der Tafel Platz und sah Goten eingehend an.

»Ich spüre, wie meine Kräfte zurückkehren«, sagte er und

legte den Gehstock vor sich auf den Tisch. »Spätestens morgen früh bin ich wieder der Alte. Nun, Goten, du hast es dir also überlegt?«

»Ja.«

»Das heißt, du willst mein Angebot annehmen?«

»Das will ich gern«, erwiderte Goten zu Deas Schrecken. Aber sie ahnte, dass er irgendeine raffinierte List einfädelte. »Unter einer Bedingung.«

Abakus hob eine Augenbraue, und ein Raunen ging durch die Reihe der Hexen. »Welche wäre das?«, fragte der oberste Hexenmeister.

»Ich will, dass meine Tochter bei mir bleiben kann. Und mehr noch: Ich will, dass deine Hexen sie in der schwarzen Kunst unterrichten und sie zu einer der ihren machen. Du weißt, dass sie das Talent dazu hat.«

Dea traute ihren Ohren nicht. Sie – eine Hexe? Aber das konnte er doch nicht von ihr verlangen! *Das* nicht!

Abakus blickte von Goten zu Dea und musterte sie. »Talent hast du, das ist wohl wahr. Die Tatsache, dass du den Dämon auf dem Marktplatz durchschaut hast, beweist, dass mehr in dir steckt, als es von außen den Anschein hat. Du bist kein gewöhnliches Mädchen. Ganz gewiss nicht.« Er lächelte, aber es sah keineswegs freundlich aus.

»Und die Prophezeiung des Dämons über deine weitere Zukunft lässt natürlich hoffen. Leid und Elend müssen die ständigen Begleiter einer Hexe sein, denn nur dann ist sie so ganz nach meinem Geschmack.« Er schaute mit einem verschlagenen Grinsen in die Runde der Hexen. »Nicht wahr?«

Die sechs Frauen nickten eifrig und kicherten.

Wieder wandte er sich an Dea. »Diese sechs sind die mächtigsten Hexen weit und breit, vielleicht auf der ganzen Welt. Wenn sie dich ausbilden, wirst du eine von ihnen werden.

Und wie sie wirst du mir bedingungslos gehorchen. Willst du das tun?«

Sie spürte sich selbst nicken, brachte aber kein Wort heraus. Verstohlen schaute sie zu ihrem Vater hinüber, doch er blickte starr an ihr vorbei auf Abakus, so als fürchtete er sich vor dem stummen Vorwurf in ihren Augen.

»Ja«, krächzte sie schließlich. »Ja, das will ich tun.« Und sie hoffte bei Gott, dass dies alles tatsächlich ein Bestandteil von Gotens Plan war, Abakus' Hexenbund zu zerschlagen. Unheilvoll erinnerte sie sich an die Zweifel, die ihr gekommen waren, als Goten ihr zum ersten Mal von seinem Vorhaben erzählt hatte. Er war ihr Vater, gewiss. Aber was, wenn er sie hereingelegt hatte? Wenn er selbst ein Hexer wie Abakus werden wollte und sich deshalb dem Arkanum anschloss? Schließlich musste Abakus irgendetwas in ihm gesehen haben, etwas Besonderes, sonst hätte er ihm wohl kaum das Angebot gemacht, Mitglied des Bundes zu werden – zumal das Arkanum neben Abakus nur aus Frauen zu bestehen schien.

Aber, nein, ihr Vater war auf der Seite des Guten, und in Wahrheit wusste sie das ganz genau. Ob es dieser verfluchte Ort war, der ihr solche Gedanken eingab? Durchsetzte sie der Einfluss des Arkanums schon nach so kurzer Zeit mit der Essenz des Bösen, mit Zweifel und Verschlagenheit?

»Goten«, sagte Abakus, »wir haben viel zu bereden. Bleib hier bei mir, und setz dich.« Er gab den Hexen einen herrischen Wink. »Und ihr nehmt euch der Kleinen an. Verschwindet mit ihr, und lehrt sie eure Kunst.« Er brach in schallendes Gelächter aus, bis es Dea in den Ohren schmerzte. Dennoch wäre sie lieber hier bei Goten geblieben, als mit den Hexen fortgehen zu müssen. Angst krallte sich um ihr Herz und raubte ihr fast den Atem. Sie würde mit den sechs schrecklichen Frauen allein sein. Niemand war da, der ihr Ratschläge geben oder sie im Notfall gar beschützen könnte. Sie war auf sich allein gestellt.

Die Hexen erhoben sich von ihren Plätzen. Zwei traten von hinten neben Dea und legten ihr die Hände auf die Schultern. Mit sanftem Druck führten sie sie zum Ausgang der Halle.

Dea schaute sich ein letztes Mal um, in einem Anflug reiner Panik, doch Goten erwiderte ihren flehenden Blick nicht. Er gab sich kühl und unnahbar, ganz so, wie Abakus es von ihm erwartete.

Die Hexen geleiteten Dea durch das Tor und dann einen langen Gang hinunter, an dessen Ende nichts zu sein schien als Furcht und Kälte und pechschwarze Schatten.

»Wie werden dich lehren, wie wir zu sein«, säuselte eine der Hexen verführerisch in ihr Ohr, und das Echo raste den Steinflur hinunter und kehrte verzerrt wieder zurück.

Deas Herz gefror zu Eis.

Wie wir … wie wir … wie wir …

Es war schlimm, natürlich.

Allein die alten schwarzen Mauern und der ständige eiskalte Luftzug, der durch die Gänge und Kammern pfiff, waren Grund genug, davonzulaufen. Auch die Anwesenheit der Hexen machte Dea zu schaffen, die Blicke ihrer lauernden Augen, die nach außen hin freundlich wirkten, in deren Zentrum aber ein schwarzes verzehrendes Feuer loderte. Schönheit und Bösartigkeit vereinten sich in diesen sechs Geschöpfen wie in keinem anderen lebenden Wesen.

Oh ja, es war schlimm.

Und doch, es hätte noch furchtbarer, noch abscheulicher, noch Ekel erregender kommen können. Denn zu Deas maßlosem Erstaunen gaben sich die Hexen die größte Mühe, freundlich zu ihr zu sein. Mehr noch, sie behandelten sie nicht einmal wie ein Kind! Und das war, von der Zeit mit Goten abgesehen, eine wirklich neue Erfahrung für Dea.

Die Hexen wiesen ihr eine Kammer im ersten Stock der Festungsruine zu. Als sie eintraten – erst Dea, dann die sechs Frauen eine nach der anderen hinter ihr her –, brannte bereits ein Feuer im Kamin. Die Bettstelle war mit Kissen und seidigen Decken gepolstert, und in mehreren weit geöffneten Truhen entdeckte sie neue Kleidung, glitzerndes Geschmeide und … Bücher! Überall Bücher! Sie hatte geglaubt, es könne unmöglich mehr geben als jene, die hinten auf Gotens Wagen lagen – denn wer, zum Teufel, sollte die alle lesen? Aber hier wurde sie eines Besseren belehrt. Offenbar gab es mehr unterschiedliche Bücher als Sterne am Himmel.

»Das gehört alles dir«, sagte eine der Hexen.

Dea beugte sich über die erste Kiste und zog ein Kleid hervor, ähnlich wundersam gefertigt wie jene der Hexen. Sie legte es mit zitternden Fingern beiseite, achtete überhaupt nicht auf das Goldgeschmeide in der Kiste, sondern versuchte stattdessen, die Titel der Bücher zu lesen. Es waren große, schwere Bände, mit handgemalten Buchstaben und wunderschönen Bildern. Die Hexen schienen bemerkt zu haben, dass Dea keine Begeisterung für den Schmuck zeigte, denn als Dea die Bücher zurück in die Kiste legte, war das Geschmeide verschwunden. Ganz so, als wäre es nie da gewesen. Die Hexen hatten es einfach fortgezaubert, genauso mühelos, wie sie zuvor alles herbeigehext hatten.

Dea hielt sich das schwarze Kleid vor den Körper.

»Muss ich das tragen?«

»Nur, wenn du möchtest«, entgegnete eine der Hexen mit jener künstlichen Herzlichkeit, die ihnen allen zu Eigen war.

»Ich würde lieber weiter Hose und Wams anziehen«, meinte Dea. Sie gab sich große Mühe, ihrer Stimme einen festen Klang zu geben. Sie wollte nicht, dass die Hexen bemerkten, wie durcheinander und verängstigt sie war.

»Ganz wie du willst«, sagte eine andere Hexe und tätschelte

ihr mit falscher Zärtlichkeit den Kopf.

»Was dir gefällt, wird auch uns gefallen.«

Dea wünschte sich insgeheim, dass das Weib an seiner triefenden Höflichkeit erstickte – ehe ihr plötzlich die Frage durch den Sinn schoss, ob die Hexen wohl ihre Gedanken lesen konnten. Aber, nein, offenbar war das nicht der Fall, sonst hätten sie wohl längst die wahren Gründe erkannt, die Dea und ihren Vater hergeführt hatten.

Die Hexen zogen sich zurück – alle bis auf eine. Sie war jung und schön wie die anderen, hatte wallendes schwarzes Haar und große dunkle Augen.

»Du heißt Dea, nicht wahr?«

Dea nickte.

»Unser Meister hat uns viel von dir erzählt. Ja, wirklich, du musst gar nicht die Stirn runzeln! Wir wissen, wie du den Prediger als Dämon überführt hast. Und du musst keine Angst haben, wir nehmen dir so was nicht übel. Er war dumm, sich so offen zu zeigen. Dummheit wird bestraft, hier noch mehr als anderswo. Magister Abakus kennt keine Gnade mit Schwachköpfen.«

»Dann hat er dem Dämon deshalb den Kopf abgeschlagen?«

»Deshalb, und weil es seiner eigenen Tarnung als Hexenjäger dienlich war.«

Dea überlegte. »Dann sind nicht alle Hexen und Dämonen Freunde?«

Die junge Hexe lachte laut auf. »Ach, Dea, du musst viel über uns lernen … Nein, nein, natürlich sind wir nicht alle Freunde. Wir benutzen die Dämonen für unsere Zwecke, so wie den dort draußen vor dem Tor. Das war eine besonders mächtige Kreatur, und niemand außer dem Magister hätte sie heraufbeschwören können. Aber es gibt auch Hexen, die von Dämonen beherrscht werden. Natürlich keine von uns hier in der Festung! Aber

draußen im Land gibt es schwache oder dumme Hexen, die in den Bann mächtiger Höllenfürsten geraten sind und ihnen bedingungslos dienen müssen.«

»Aber dient nicht auch ihr dem Meister?« Es fiel Dea schwer, den grässlichen Abakus so zu nennen.

Die Hexe legte für einen Moment die Stirn in Falten, doch gleich darauf glättete sie sich wieder, so als wäre dies ein Makel, den der Schönheitszauber der Frau nicht zuließ. »Wir dienen ihm nicht, wir sind seine engsten Verbündeten. Das ist ein großer Unterschied.«

Ja, dachte Dea, für *dich.* Aber die Frage ist doch, ob Abakus das genauso sieht.

Aber statt ihren Einwand laut auszusprechen, nickte sie nur. »Bist du jetzt meine Lehrerin?«

»Wir alle werden dich lehren, was es bedeutet, eine von uns zu sein«, erwiderte die Hexe. »Und, ja, ich bin ganz besonders für dich da. Wenn du Fragen hast oder Sorgen, dann wende dich an mich.«

Dea war immer noch überrascht, wie freundlich hier mit ihr umgegangen wurde. Und bei dieser Hexe schien die Freundlichkeit nicht einmal so gekünstelt zu sein wie bei den anderen. Sie würde Acht geben müssen, dass sie ihr Ziel nicht aus den Augen verlor. Die Hexen waren ihre Feinde. Sie waren böse und mussten vernichtet werden, mochten sie ihr gegenüber auch noch so oft Freundschaft heucheln.

»Wie heißt du?«, fragte Dea die Hexe.

»Morgwen«, erwiderte die Frau. »Ich war die Erste, die der Meister an seine Seite rief.«

»Dann musst du wohl eine besonders … mächtige Hexe sein.« Puh, beinahe hätte sie »besonders böse« gesagt.

Morgwen lächelte geschmeichelt. »Mag sein«, erwiderte sie kess und klang dabei kokett wie ein junges Mädchen. Und

vielleicht war sie das ja wirklich – schließlich mussten sich nicht *alle* Hexen mithilfe ihrer Zauberei verjüngt haben. Möglich, dass Morgwen tatsächlich erst um die zwanzig war.

Liebe Güte, durchfuhr es Dea, *ich muss verflixt aufpassen, dass ich nicht anfange, sie zu mögen!*

Morgwen schenkte ihr ein weiteres Lächeln, dann wandte sie sich zur Tür. Dort drehte sie sich noch einmal zu Dea um.

»Heute solltest du erst einmal schlafen«, sagte die Hexe mit ihrer sanften, schönen Stimme. »Morgen früh, wenn du ausgeruht bist, beginnt deine Lehrzeit.« Sie hauchte ihrer Schülerin eine Kusshand zu, eine merkwürdige Geste, die Dea nie zuvor gesehen hatte. »Du wirst eine mächtige Hexe werden, Dea. Und du wirst überrascht sein, wie schnell du eine von uns bist. Nie zuvor habe ich eine wie dich getroffen, der die Macht aus allen Poren dringt.«

Dea blickte Morgwen mit großen Augen hinterher, als sie hinaus auf den Gang trat und die sperrige Tür hinter sich zuzog.

Wenn sie keine Hexe wäre, dachte Dea bedauernd, *könnte sie glatt meine Freundin werden.*

Ein gefährlicher Gedanke, dessen war sie sich bewusst. Verdammt gefährlich!

Da erst fielen ihr die letzten Worte der Hexe wieder ein.

Eine, der die Macht aus allen Poren dringt …

Dea strich sich mit den Fingern über die nackten Unterarme, suchte nach Zeichen, nach irgendetwas, das die sonderbare Bemerkung der Hexe bestätigt hätte. Doch sie entdeckte nichts. Haut wie jede andere. Ein Mädchen wie jedes andere.

Oder etwa nicht?

Zauberschule

Am Ende ihrer ersten Woche in der Festung des Arkanums machte Dea eine Entdeckung, die beinah noch merkwürdiger war als alles andere, was sie in den ersten Tagen unter den Fittichen der Hexen erlebt hatte.

Als sie an einem Morgen ihr Zimmer verließ, huschte vor ihr etwas mit rasselnden Lauten über den Gang. Es war so schnell wieder verschwunden, dass sie nicht erkennen konnte, um was es sich handelte. Fest stand aber, dass es ein Tier sein musste.

Für einen der grässlichen Hexenkater war es allerdings zu groß und massig; außerdem bewegten sich die Kater mucksmäuschenstill und liebten es, unerwartet vor oder hinter Dea aufzutauchen und sie zu erschrecken.

Nein, dies hier war keiner der sechs Kater gewesen.

Was aber war es dann?

Dea beschleunigte ihre Schritte. Neugierig erreichte sie die Ecke, hinter der das dunkle Rasselding verschwunden war. Der Gang, der hier abzweigte, war eine Sackgasse. Etwa zehn Schritte vor ihr endete er vor einer kahlen Steinwand. Auch hier hatte sich der Ruß der einstigen Flammenhölle tief in die poröse Oberfläche eingefressen. Die Türen rechts und links des Ganges waren geschlossen.

Es war dunkel hier, die vereinzelten Wandhalterungen für Fackeln waren nicht bestückt. Dea ging langsamer. Sie hatte in den vergangenen Tagen manches über die Gefährlichkeit der Hexen gelernt, und sie wollte nicht im Rachen eines ihrer missglückten Zauberexperimente enden.

Vor der Wand am Ende des Ganges kauerte etwas. Es war schwarz, wie beinahe alles hier, und es schimmerte leicht, so als wäre es aus poliertem Leder. Es schien ungefähr so groß zu sein

wie ein junger Hund, war aber vollkommen anders gebaut. Da waren viel zu viele Beine, und es hatte keine sichtbaren Augen.

Dea hätte Angst haben müssen. Noch vor ein paar Wochen – ach was, *Tagen* – wäre sie wohl schreiend davongelaufen. Doch etwas rührte sie an dem seltsamen Insekt. Zum einen, dass es mehr Furcht vor Dea zu haben schien als sie vor ihm. Zum Zweiten die verstörte Kauerstellung, die es am Fuß der Mauer eingenommen hatte. Augenscheinlich befürchtete es tatsächlich, Dea wolle ihm etwas Böses.

»Wer bist *du* denn?«, fragte sie sanft und ging in einigem Abstand in die Hocke.

Natürlich gab das Tier keine Antwort, nur seine ledrigen Hautplatten schabten leicht aneinander. Zwei fingerlange Fühler zitterten und bebten, vielleicht, weil sie Witterung aufnahmen, vielleicht auch aus Angst.

»Du siehst aus wie eine Laus«, stellte Dea stirnrunzelnd fest. In Giebelstein hatte es zahllose Läuseplagen gegeben, und jeder dort kannte die winzigen Quälgeister.

Läuse trinken Blut, schoss es ihr durch den Kopf. Aber irgendetwas sagte ihr, dass das Tier vor ihr es nicht darauf abgesehen hatte, sie anzugreifen. Die offensichtliche Verwirrung der Riesenlaus berührte Dea zutiefst. Sie hatte ihren Vater seit Tagen nicht mehr gesehen – er hielt sich nur noch bei Abakus auf –, und so war sie dankbar für jede Ablenkung vom Unterricht Morgwens.

»Ich tu dir nichts«, sagte sie leise.

Die Laus erbebte.

»Nein, wirklich nicht.« Dea machte in der Hocke einen Entenschritt auf das Rieseninsekt zu. Vorsichtig streckte sie die Hand aus, berührte den ledrigen Panzer. Das Tier zuckte erschrocken zurück.

»Glaub mir, ich krümm dir kein Haar … na ja, keinen Fühler, von mir aus. Wieso bist du so ängstlich? Haben die Hexen dir das angetan? Oder Abakus? Haben sie dich gejagt?«

Natürlich erwartete sie nicht wirklich eine Antwort von dem Tier. Nur weil es unnatürlich groß war, musste es nicht sprechen können wie ein Mensch. Lediglich das leise Rasseln ertönte aus dem Inneren des Insektenpanzers.

Plötzlich ertönte von hinten ein Ruf:

»Dea?«

Sie atmete tief durch und drehte sich um. Es war Morgwens Stimme gewesen, aber noch war die Hexe nicht am Ende des Ganges aufgetaucht. Keine Panik.

»Psst«, flüsterte Dea der zitternden Laus zu, »ich verrate dich nicht. Versteck dich einfach irgendwo, wo sie dich nicht finden können. Ich muss jetzt gehen.«

Damit lächelte sie der Laus noch einmal zu, dann stand sie auf und lief eilig zurück zu ihrem Zimmer. Das Rieseninsekt blieb im Schatten zurück und rasselte leise.

Morgwen stand vor Deas Zimmertür und hatte beide Hände in die Hüften gestemmt. »Wo steckst du denn?«

»Ich bin nur ein bisschen rumgelaufen.« Das war nun wirklich eine jämmerliche Ausrede. »Ich hab heut Nacht irgendwie krumm gelegen, und jetzt tut mir alles weh. Ich dachte, ein paar Schritte die Gänge rauf und runter tun mir gut.«

»Und, geht’s besser?«

»Klar.«

»Ich möchte dir heute etwas Wichtiges zeigen.«

»Soll ich wieder Steine schweben lassen? Oder Wasser in Blut verwandeln?« Beides hatte Morgwen in den vergangenen Tagen von ihr verlangt, und nachdem sie ihrer Schülerin einmal die nötigen Zaubersprüche verraten hatte, war es Dea erstaunlich leicht gefallen. Ein gewöhnliches Mädchen, so versicherten ihr

die Hexen, hätte das mit allen Zauberformeln der Welt nicht zu Stande gebracht. In Dea aber musste wahrhaft große magische Macht schlummern, die augenscheinlich nur drauf wartete, unter Aufsicht kundiger Lehrerinnen an die Oberfläche zu kommen.

»Es hat keinen Sinn, dich weiter mit solchen Gaukelspielchen zu langweilen«, sagte Morgwen. »Wir sind uns alle einig, dass dir solche Kleinigkeiten keine Mühe mehr bereiten. Du kannst bereits recht gut lesen, deshalb reicht es, dir eine Liste aller nötigen Formeln zu geben, damit du sie auswendig lernst. Der Rest erledigt sich dann von selbst, zumindest was diese Kinkerlitzchen angeht: fliegende Steine, verwandeltes Wasser, sprechende Gegenstände … Das ist für dich doch alles nur Kinderkram, oder?«

Dea war überrascht. »Ich weiß nicht recht …«

Tatsächlich hatte sie selbst schon das Gleiche gedacht. Kleine Hexereien gingen ihr ohne Mühe von der Hand, und selbst das Auswendiglernen komplizierter Sprüche fiel ihr nicht schwer. Jetzt wusste sie auch, weshalb sie so schnell Lesen gelernt hatte – auch das hatte sie der Hexenkraft in ihrem Inneren zu verdanken. Manchmal fragte sie sich, ob ihre Mutter – oder Amme, wie Goten sie immer nur nannte – gewusst hatte, was in ihr steckte. Dea hätte einiges dafür gegeben, sie noch einmal wieder zu sehen. Wenn ihre Ausbildung erst beendet war, würde niemand mehr verhindern können, dass Dea sie besuchte.

Jetzt aber folgte sie erst einmal Morgwen durch die riesige, menschenleere Festung.

»Wohin gehen wir?«

»Ins Allerheiligste.«

»Was ist das?«

»Eine geheime Kammer, hier in der Festung. Sie ist das Herz des Arkanums. Nur Abakus kann dort nach Belieben aus und ein gehen. Aber er hat mir die Erlaubnis erteilt, dich dorthin zu führen.«

Dea sagte nichts mehr. Wenn sie erst dort waren, würden sich die meisten Antworten auf ihre Fragen wahrscheinlich von selbst finden.

Der Weg war lang und führte sie quer durch das Labyrinth der Hallen und Korridore. Hin und wieder begegnete ihnen eine der anderen Hexen bei einer ihrer merkwürdigen Tätigkeiten. Dea hatte bis heute nicht in Erfahrung gebracht, womit sich die Hexen eigentlich den ganzen Tag über beschäftigten. Das Arkanum hatte gewiss irgendeinen Plan, an dessen Verwirklichung es arbeitete. Doch um was es sich dabei handelte, hatte ihr noch keiner erklärt.

Vor einem halbrunden Torbogen blieb Morgwen stehen. Die beiden hölzernen Torflügel waren geschlossen. Die Hexe zog eine Kette unter ihrem Kleid hervor, an der ein schwerer Schlüssel glänzte. Sie steckte ihn ins Schloss, drehte ihn aber nicht herum, sondern murmelte stattdessen eine geheime Formel. Dann zog sie ihn zurück, und die Tür sprang wie von selbst mit einem leisen Schnappen auf.

»Abakus hat einen Schutzzauber gewirkt«, erklärte sie. »Nur wer den Zauberspruch kennt und den Schlüssel besitzt, hat Zutritt zum Allerheiligsten.«

»Er scheint großes Vertrauen in dich zu haben, wenn er dir den Schlüssel gibt.«

»Das größte«, bestätigte Morgwen und schenkte Dea dabei ihr unschuldiges Mädchenlächeln.

Ehrfürchtig traten sie durch das Tor. Morgwen drückte es hinter ihnen wieder ins Schloss.

Die Kammer war erstaunlich klein für einen Ort, der so wichtig für das Arkanum zu sein schien. Dea konnte deutlich spüren, dass die Mauern hier mit Magie nur so aufgeladen waren.

»Du kannst es fühlen, nicht wahr?«, sagte Morgwen. »Der Zauber ist hier so stark wie nirgends sonst. Hättest du nicht die Kraft einer Hexe in dir, würde er dich auf der Stelle töten.«

An den Wänden brannte ein halbes Dutzend Fackeln, die den Raum in ein gelbes, angenehmes Licht tauchten. Dea entging nicht, dass alle Fackeln noch ganz frisch waren; die Flammen mussten erst aufgelodert sein, als sie und Morgwen die Kammer betreten hatten.

In der Mitte des Raumes erhob sich ein steinernes Podest. Dea hielt es im ersten Moment für einen Altar, doch dann erkannte sie, dass es dazu zu schmal war. Obenauf lag ein Buch, sehr groß, sehr dick und mit ledernem Umschlag.

Morgwen musste sich sichtlich überwinden, die Hände danach auszustrecken. Behutsam schlug sie den Deckel auf und deutete auf eine der ersten Seiten. Dort standen untereinander und in sehr kleiner Handschrift zahlreiche Frauennamen.

»Dies ist das ‚Buch der Namen'«, erklärte die Hexe. »Alle Mitglieder des Arkanums werden hier verzeichnet, und zwar nicht mit ihren Hexennamen, die sie sich selbst gegeben haben, sondern mit ihren wahren Namen. Auch deiner, Dea, wird bald hier stehen, noch auf der ersten Seite. Darauf solltest du stolz sein.«

Dea nickte benommen. »Dann heißt du gar nicht wirklich Morgwen?«

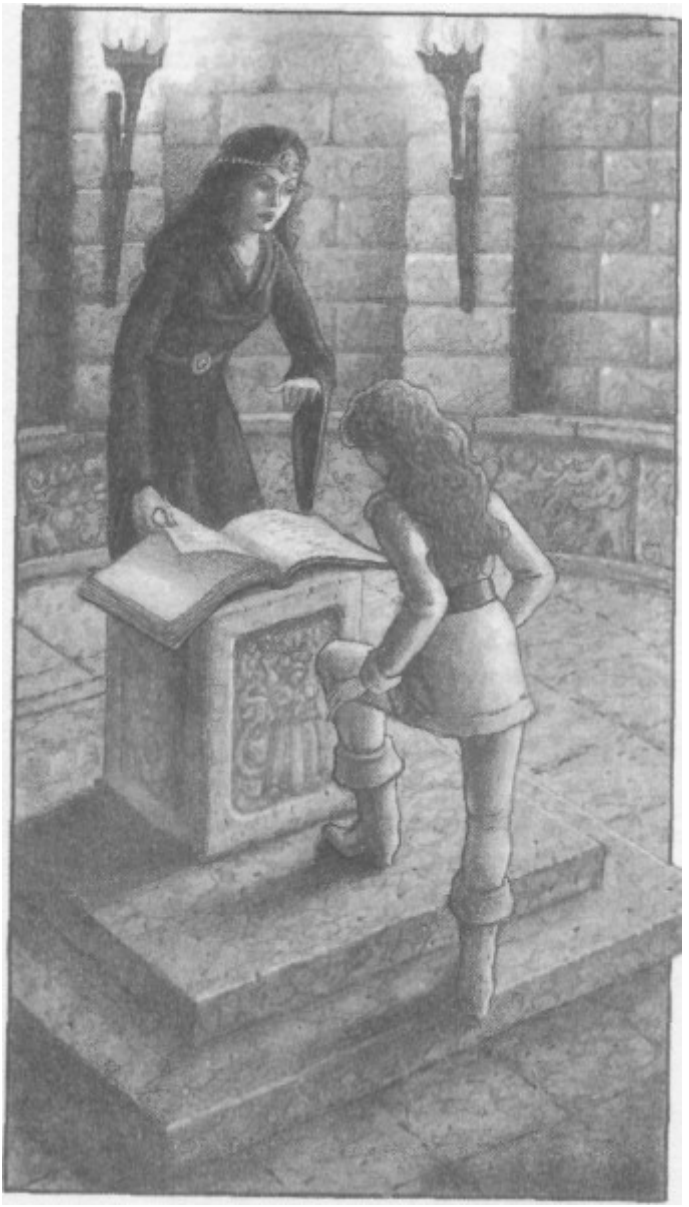
»Nein. Den wahren Namen einer Hexe kennen nur sie selbst, das ‚Buch der Namen' und all jene, die Einblick darin haben.«

»Aber du weißt doch, dass ich Dea heiße.«

»Auch Dea ist nicht dein wahrer, dein magischer Name. Irgendwann wirst du ihn erfahren.«

Eilig schlug Morgwen das Buch wieder zu, bevor Dea ihren wirklichen Namen entziffern konnte.

»Viele Seiten sind noch leer«, sagte die Hexe. »Aber sie werden sich füllen, jedes Jahr ein wenig mehr, bis schließlich tausende und abertausende Hexen darin verzeichnet sind. Sie alle werden unsere Schwestern sein, und sie alle werden im Auftrag des Meisters über die Welt und die Menschen wachen.«



Bei diesen Worten fiel Dea schlagartig wieder ein, was sie in den letzten Tagen fast völlig verdrängt hatte: Das Arkanum strebte danach, sich die Welt Untertan zu machen. Die Hexen wollten eine Schreckensherrschaft des Bösen errichten. Mochten sie auch noch so nett und freundlich zu Dea sein, sie durfte diese Tatsache nie vergessen! Niemals!

»Wie … ich meine, wie wollt ihr … wie wollen *wir* die Welt erobern?«, fragte Dea stammelnd.

Morgwen lächelte wissend. »Nicht erobern, Dummchen. Wir sind doch keine Krieger mit Schwert und Lanze. Nein, Dea, wir werden ganz anders vorgehen, und ohne dass irgendein gewöhnlicher Mensch es überhaupt bemerkt. Bald schon, in nicht einmal einem Jahr, wird es so weit sein. Dann wird der große Plan in die Tat umgesetzt.«

»Bestimmt bin ich noch zu jung, um mehr über diesen Plan zu erfahren, oder?«

Morgwen streichelte ihr freundschaftlich übers Haar. »Aber du bist doch jetzt eine von uns, Dea. Selbst wenn du dich dagegen wehren würdest, würde die Kraft in deinem Inneren doch immer wieder zum Vorschein kommen. Einmal eine Hexe, immer eine Hexe.«

Dann ist es also wahr, dachte Dea und spürte, wie abwechselnd heiße und kalte Schauer über ihren Körper rasten. Zum einen hatte sie Angst, ja, sie fühlte Abscheu vor sich selbst – zum anderen aber war sie auch ein ganz klein wenig stolz. Oh ja, das war sie wirklich, mochte sie sich auch noch so sehr dagegen auflehnen.

Eine Hexe. Eine grausame Hexe des Arkanums.

Aber, halt, sie war nicht grausam! Gut, vielleicht *war* sie eine Hexe – aber sie musste doch deshalb nicht genauso böse und durchtrieben sein wie Abakus und seine Dienerinnen! Es lag in ihrer Macht, das zu verhindern. Sie allein entschied sich für den Weg, den sie mithilfe ihrer Kräfte einschlagen würde, den zur

hellen oder den zur finsteren Seite der Magie.

»Du willst also wissen, was wir vorhaben?«, fragte Morgwen.

Dea fuhr aus ihren Gedanken auf. »Würdest du das nicht, an meiner Stelle?«

»Du willst erfahren, *wofür* du eigentlich lernst, was?«

Dea schüttelte den Kopf. »Ich lerne, um Abakus und dem Arkanum zu dienen«, sagte sie hastig. »Das ist Grund genug.«

Morgwen grinste erfreut. »Du bist nicht nur talentiert, Dea, du bist auch gelehrig. Eine bessere Schülerin könnte sich keine von uns wünschen. Weißt du, woran das liegt?«

»Du wirst es mir sicher erzählen.«

»An deiner Herkunft.«

»Wie das?«

»Du bist das Kind einer gottlosen Liebe. Goten war Priester, und deine Mutter hatte ihr Leben als Nonne dem Christengott geweiht. Du hättest nie gezeugt werden dürfen. Und doch ist es geschehen. Du bist kein Kind Gottes, Dea. Der Gott der Christen hasst dich, er verabscheut dich. Beste Voraussetzungen also für eine wahrhaft große Hexe.«

Dea schluckte einen Klops in ihrem Hals herunter. »Wenn es in einem Jahr so weit ist, werde ich an eurer Seite stehen«, log sie und wurde nicht einmal rot dabei.

»Du wirst uns eine würdige Schwester sein«, bestätigte Morgwen nickend. »Und deshalb sollst du erfahren, was der Plan des großen Abakus ist.«

Dea spannte sich, als stünde sie vor einer schweren körperlichen Herausforderung. Sie konzentrierte sich so gut wie möglich, um sich alles ganz genau einzuprägen.

»Hast du je von den Meistern des neuen Jahrtausends gehört?«, fragte Morgwen.

Dea verneinte. »Sollte ich denn?«

»Wohl kaum«, gestand die Hexe ihr zu. »Kaum jemand weiß, dass es sie gibt. Die Meister des neuen Jahrtausends existieren im Verborgenen. Sie sind die Erzähler der Welt. Sie entscheiden, was geschehen wird.«

»Das verstehe ich nicht.«

Morgwen forderte sie auf, auf den Steinstufen vor dem Podest Platz zu nehmen. Dea setzte sich, und die Hexe hockte sich neben sie wie eine große Schwester. Verflucht, es war so schwierig, in Morgwen das böse Weib zu sehen, das sie in Wirklichkeit war!

»Die Meister des neuen Jahrtausends sind zu allererst Geschichtenerzähler. Du kennst doch Geschichtenerzähler, nicht wahr? Die alten Männer und Frauen, die auf Marktplätzen von Abenteuern in fremden Ländern berichten, von Helden und Prinzessinnen und Feuer speienden Drachen. Aber im Gegensatz zu diesen Geschichtenerzählern sind die Meister des neuen Jahrtausends zugleich auch Geschöpfe der Magie. Am Ende eines jeden Jahrtausends treffen sich die sieben Meister an einem verborgenen Ort zwischen den Welten und erzählen einander die Geschichten des *folgenden* Jahrtausends. Und genau so, wie sie es erzählen, wird alles eintreten.«

»Wie bei Wahrsagern?«

»Sie sind viel mehr als das. Ein Wahrsager berichtet nur, was er in der Zukunft *beobachtet.* Die Meister des neuen Jahrtausends aber *bestimmen* die Zukunft. Aus ihnen sprechen Wesen, die größer sind als wir oder gar der Gott der Christen. Was sie sagen, wird geschehen.«

»Dann wissen sie jetzt schon, was in hundert Jahren sein wird?«, fragte Dea ungläubig. »Oder in fünfhundert?«

»Im Augenblick berichten sie einander nur, was sie während der letzten tausend Jahre erlebt haben. Aber in zehn Monaten, zu Beginn des Jahres 1000, werden sie anfangen, sich ein Jahr lang die Zukunft zu erzählen. Und von da an wird alles feststehen,

unabänderlich. Unser aller Schicksal entscheidet sich am Lagerfeuer der Meister.«

»Und was hat das mit dem Arkanum zu tun?«

Morgwen blickte sie durchdringend an. »Begreifst du nicht? Die Meister haben die Macht über die nächsten tausend Jahre, von heute bis zum Jahr 2000. Wer aber Macht über die Meister hat, der ist der Herr der Welt!«

»Dann wollt ihr die Meister des neuen Jahrtausends in eure Gewalt bringen?«

»Nein, Dea, wir wollen sie *töten!* Und dann die Geister, die in ihnen wohnen, in uns aufnehmen.«

Morgwen lächelte voller Stolz, wie ein Kind, dem man ein besonders großes Geschenk gemacht hat.

»Fortan werden *wir* es sein, die das Schicksal der Welt bestimmen – für alle künftigen Jahrtausende!«

Der Schatten der Zukunft

Zehn Monde vergingen.

Zehn Monde, die Dea in den Fängen des Arkanums verbrachte. Tag für Tag wurde sie von Morgwen und den anderen in den schwarzen Künsten unterwiesen, und mit jedem Tag und jeder Nacht wurde ihr Wissen um die Macht der Magie ein wenig größer und gefährlicher.

Am Ende des Sommers gelang es ihr zum ersten Mal, einen von Morgwens Zaubern nicht nur nachzuahmen, sondern sogar zu übertreffen.

Im Herbst verwandelte sie versehentlich einen der Hexenkater zu Stein, und als seine Besitzerin ihr vor Wut Blitze entgegenschleuderte, versetzte Dea ihr einen magischen Hieb, der die Frau drei Tage ans Bett fesselte. Die anderen lachten schadenfroh und freuten sich, dass ihre Schülerin solche Fortschritte machte.

Zu Beginn des Winters schließlich spürte Dea erstmals, dass die anderen Hexen sie fürchteten – alle außer Morgwen, denn ihre Lehrerin war die stärkste der sechs Frauen, und in den meisten Belangen der Magie war sie Dea immer noch ebenbürtig, wenn nicht gar überlegen.

Ende Dezember nahm Morgwen ihre Schülerin beiseite. »Du bist jetzt eine Hexe des Arkanums«, sagte sie. »Du hast mehr Macht als unsere fünf Schwestern, und bald wirst du auch stärker sein als ich.«

»Ich werde niemals eine größere Hexe sein als du«, widersprach Dea, und ihr wurde ganz übel dabei.

»Doch, das wirst du, Dea.« Morgwen lächelte und sah dabei dennoch ein wenig traurig aus. »Die Zeit seit deiner Ankunft hier in der Festung hat gezeigt, dass mehr in dir steckt, als wir

alle vermutet haben. Die Kraft in deinem Inneren ist wie ein Feuer, das viel heißer und höher brennt als das von uns anderen. Wenn zu dem, was ich dir beigebracht habe, erst noch die Erfahrung kommt … wer weiß, zu was du dann fähig sein wirst.« Sie beugte sich vor und flüsterte die letzten Worte in Deas Ohr. »Gib Acht auf Abakus! Er wird niemanden dulden, der ihm an Macht gleichkommt. Merk dir das, Dea! Der Meister wird ein Auge auf dich haben.«

»Glaubst du, er wird –«.

Morgwen schüttelte den Kopf und schaute sich aufmerksam nach Zuhörern um. »Er wird dir nichts zu Leide tun. Nicht heute und nicht morgen. Aber hüte dich vor der Zukunft, Dea!«

Sie befanden sich in einem kleinen Innenhof der Festung, kühl und schattig wie alle Winkel des Gemäuers. Außer ihnen war niemand hier. Trotzdem sah Dea ihrer Lehrerin an, dass sie fürchtete, belauscht zu werden. Abakus' Augen und Ohren waren überall.

»Werde ich –«, begann Dea, schluckte dann und begann noch einmal von neuem: »Werde ich irgendwann einmal Abakus' Macht haben? Meinst du das?«

»Schon möglich«, entgegnete Morgwen knapp. »Aber lass uns nicht mehr davon sprechen. Solche Worte … solche Gedanken sind gefährlich.«

Sie verließen den Hof und wanderten gemeinsam durch die verwinkelten Steinflure der Festung. Einmal glaubte Dea, ein verstohlenes Rasseln zu hören, doch als sie sich umschaute, war es bereits verstummt.

»Was ist?«, fragte Morgwen argwöhnisch.

»Nichts«, gab Dea zurück. »Ich hab mich getäuscht, glaube ich.«

Morgwen blieb sofort stehen. »Hast du etwas gehört?«

Dea winkte ab. »Schon gut. Da ist nichts. Nur ein paar Ratten

oder der Wind.«

Aber die Hexe blieb besorgt. »Wenn uns jemand belauscht hat …«

»Du hast Angst vor Abakus, nicht wahr?«

Morgwen schüttelte den Kopf, aber es wirkte unecht und viel zu hastig. »Nein.«

Dea spürte, dass Morgwen nicht die Wahrheit sagte. Sie erinnerte sich nur zu gut an ihre ersten Tage in der Festung; damals war Morgwen Abakus' rechte Hand gewesen. Wie es schien, hatte sich dies jedoch geändert. Denn warum sonst hätte Morgwen ihren Meister mit einem Mal derart fürchten müssen? Fast ein Jahr war seit damals vergangen. Vielleicht hatte die Hexe erkannt, dass Abakus bei allem, was er tat, immer nur sein eigenes Wohlergehen, seinen eigenen Machtgewinn im Auge hatte. Morgwen hingegen hatte ihre eigene Vorstellung von dem Arkanum, einem Bund, in dem es nicht um den Einzelnen, sondern nur um das eine große Ziel ging: Macht über die Menschheit zu erlangen.

Die beiden erreichten eine Kreuzung im Zentrum der Festung. Dea blieb stehen. »Ich will versuchen, meinen Vater zu finden. Ich muss mit ihm reden.«

»Er wird bei Abakus sein, wie üblich«, gab Morgwen mürrisch zurück. War es das? Glaubte sie, Goten habe ihr den Platz an der Seite ihres Herrn streitig gemacht? Ja, dachte Dea, das musste es sein.

»Du hast deinen Vater in letzter Zeit nicht oft gesehen, was?«, fragte Morgwen, plötzlich mit einer Spur von Mitgefühl in der Stimme.

»Er ist ständig beim Magister«, sagte Dea bedrückt. »Seit wir hier bei euch sind, habe ich höchstens ein halbes Dutzend Mal mit ihm gesprochen.« Sie seufzte. »Ich komme einfach nicht an ihn ran. Abakus nimmt ihn völlig in Beschlag.«

»Ja«, erwiderte Morgwen grimmig. »Den Eindruck hab ich auch.«

In stillen Nächten, in der Einsamkeit ihrer Kammer, hatte Dea oft über Gotens rätselhafte Beziehung zu Abakus nachgedacht. In jenen Momenten hatte sie sich immer wieder eine einzige Frage gestellt: War ihr Vater selbst jener Macht verfallen, die er eigentlich hatte bekämpfen, ja, vernichten wollen?

Hatte Abakus ihn auf seine Seite gezogen?

Sie schüttelte sich bei dem Gedanken.

»Geht es dir gut?«, fragte Morgwen sorgenvoll und streichelte ihre Wange. »Dein Gesicht ist ganz kalt.«

»Ich bin aufgeregt«, gab Dea schnell zurück. »Wegen des großen Plans.«

Morgwen nickte verständnisvoll. »In ein paar Tagen ist es so weit. Am letzten Tag des Dezembers brechen wir auf.«

Dea deutete einen Gang hinunter. »Ich muss in diese Richtung. Ich will sehen, ob mein Vater in seiner Kammer ist.«

»Viel Glück.« Morgwen tätschelte noch einmal ihre Hand, dann fuhr sie mit wirbelndem schwarzem Haar herum und verschwand in einem anderen Korridor. Nachdem sie im Schatten verschwunden war, hörte Dea noch lange das Klappern ihrer Schritte von fernen Steinwänden widerhallen.

Sie atmete tief durch, dann machte sie sich auf, ihren Vater zu suchen. Vor der Tür seiner Kammer blieb sie stehen und horchte am Holz. Von der anderen Seite drang kein Laut herüber. Im ersten Moment wollte sie wieder gehen und es im Stall versuchen. Sie wusste, dass er manchmal dort hinunterging und bei seinem treuen Ross im Stroh saß, leise auf das Tier einredete oder einfach nur ins Leere blickte und nachdachte. Zweimal hatte sie ihn bei einer solchen Gelegenheit dort angetroffen.

Ohne große Hoffnung hob sie die Hand und pochte an die Tür.

»Wer ist da?«, ertönte von innen Gotens Stimme.

Dea seufzte erleichtert. »Ich«, sagte sie leise, »Dea.«

Er ließ sie ein, verriegelte die Tür und schloss Dea dann lange in seine Arme. »Es tut mir Leid«, sagte er leise. »Ich … wir hätten uns öfter sehen sollen.«

»Es gab kaum Gelegenheit dazu«, entgegnete sie. Gerne hätte sie kühl und distanziert geklungen, doch das gelang ihr nicht. Sie war viel zu froh, endlich wieder allein mit ihm zu sein – soweit man an diesem Ort überhaupt von Alleinsein sprechen konnte. Es bestand immer die Gefahr, dass Abakus mit magischen Ohren durchs Gestein lauschte.

Himmel, durchfuhr es sie, du benimmst dich schon wie Morgwen!

Sie setzten sich vors flackernde Kaminfeuer, inmitten zahlreicher Schriftrollen und aufgeschlagener Bücher. Dea musste Goten alles über ihre Ausbildung erzählen. Nur wenn sie etwas sagen wollte, das vielleicht den wahren Grund ihrer Reise zur Festung des Arkanums verraten hätte, legte Goten blitzschnell einen Finger an die Lippen und bedeutete ihr, still zu sein.

»Wir werden bald zum Versammlungsort der Meister des neuen Jahrtausends aufbrechen«, sagte er schließlich. »Aber das weißt du ja.«

Dea nickte. »Am letzten Tag des letzten Mondes des letzten Jahres. Das Einzige, was man mir noch nicht gezeigt hat, ist das Tor, durch das wir gehen werden.«

»Die Meister versammeln sich an einem Ort, der so weit von hier entfernt ist, dass man ihn zu Fuß oder auf Pferden in einem ganzen Leben nicht erreichen könnte«, erklärte Goten. »Er befindet sich in einer anderen Welt.«

»Ich weiß«, meinte Dea. Morgwen hatte ihr beigebracht, dass es viele Welten wie diese hier gab, und auf allen herrschte ein beständiger Kampf zwischen den Mächten des Guten und des Bösen. Und obwohl die Meister des neuen Jahrtausends über die

Zukunft von Deas Welt bestimmten und sie sogar tausende Jahre lang selbst durchstreift hatten, hielten sie ihre Versammlung doch anderswo ab. Denn nur dort, so glaubten sie, konnten sie das Ritual des Geschichtenerzählens ungestört vollziehen.

»Das Tor, durch das wir gehen werden«, fuhr Goten fort, »ist ein magisches Tor. Ein Portal zwischen den Welten, das Abakus nur für diesen Zweck erschaffen wird.«

So viel hatte Dea bereits gewusst. Ein Rätsel blieb ihr jedoch, auf welche Weise Abakus das Portal schaffen und öffnen würde. Nichts von dem, was sie in den vergangenen zehn Monden gelernt hatte, hätte sie zu einem solchen Zauber befähigen können.

Aber Abakus war der Herr des Arkanums, der Großmeister der Finsternis. Ihm gehorchten Mächte, von denen die anderen Hexen nur träumten. Dea schauderte erneut bei dem Gedanken an das, was Morgwen zu ihr gesagt hatte – dass sie eines Tages ebenso mächtig sein mochte wie Abakus. Würde auch sie dann Tore zwischen den Welten öffnen können? Sie hatte Angst davor. Immer wieder kam ihr dabei derselbe Gedanke: Wenn es dem Arkanum gelänge, in die andere Welt überzuwechseln, konnte dann nicht auch etwas von dort hierher gelangen? Und wer wusste schon, ob die Schrecken dort draußen nicht viel größer und gefährlicher waren als alles, was Dea und Goten und jeder andere Mensch sich auszumalen vermochten?

Nein, es war keine Frage von Gut oder Böse, ein solches Portal aufzustoßen – es war ein *Fehler*, schlicht und einfach. Davon war Dea überzeugt.

Sie und ihr Vater redeten noch eine Weile länger, dann nahmen sie Abschied. Zu gerne hätte Dea ihn gefragt, was er und der Hexenmeister all die Monde lang zu besprechen gehabt hatten. Was hielt Goten von Abakus' Plan, die Stelle der Meister des neuen Jahrtausends einzunehmen und selbst die Geschicke der Welt zu bestimmen? Und, wichtiger noch, was gedachte er,

dagegen zu unternehmen?

Doch all diese Dinge mussten unausgesprochen bleiben. Sie hatten es zu lange in der Festung des Arkanums ausgehalten, um jetzt alles aufs Spiel zu setzen. Dea konnte nur abwarten, was ihr Vater tun würde, wenn sie das Portal durchschritten – und dabei so nah wie möglich an seiner Seite bleiben.

Goten gab ihr einen Kuss auf die Stirn, als er sie zur Tür brachte. Es war das erste Mal, dass er sie küsste.

Und das letzte.

Die Wurzel aller Welten

Der letzte Tag des letzten Mondes im letzten Jahr.

In der großen Festungshalle herrschte gespanntes Schweigen. Die sechs Hexen standen in einem Halbkreis rund um einen verblichenen Wandteppich. Jede trug auf der Schulter ihren Hexenkater – nur einer fehlte, jener, den Dea versehentlich versteinert hatte.

Vor dem Teppich, inmitten des Hexenkreises, stand Abakus, das Gesicht zur Wand gerichtet, beide Handflächen auf den Stoff des Teppichs gepresst. Winzige Funken stoben zwischen seinen Fingern empor. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, seine Augen waren geschlossen.

Dea nahm als Letzte ihren Platz im Halbkreis ein. Im selben Moment, als sie zwischen die Hexen trat, spürte sie den Fluss der Magie, die zwischen ihnen waberte. Schlagartig wurde sie von einer unbändigen Kraft erfüllt. Sie fühlte sich mit einem Mal ausgeruht und frisch, überschäumend von magischer Macht.

Aber sie spürte auch noch etwas anderes. Da war etwas in ihrem Geist, etwas Scharfes, Schneidendes, Fremdes. Etwas griff von außen in das Geflecht ihrer Magie und zog einen Faden daraus hervor wie mit einer Sticknadel.

Jemand zapfte ihre Macht an. Abakus! Er lenkte die Kraft seiner Hexen auf sich selbst um, verstärkte damit seine eigenen Fähigkeiten. Offenbar gelang es ihm nur auf diese Weise, das Portal zu öffnen.

Goten stand außerhalb des Kreises und betrachtete das Treiben der Hexen und ihres Meisters mit finsteren Blicken. Er hatte sein Schwert gegürtet. Dea hätte gerne länger zu ihm hinübergeschaut, vielleicht seinen Blick gekreuzt, doch das ging jetzt nicht mehr. Die Beschwörung des Tors nahm sie

vollkommen in Anspruch.

Plötzlich erblühten Farben im Gewebe des Teppichs. Das Muster, das ihn einst geschmückt hatte, war über die Jahrzehnte völlig verblichen; jetzt schien die Farbe zurückzukehren, wurde heller und greller, floss in Strukturen, formte ein Bild.

Das Bild einer nächtlichen Waldlandschaft.

Doch dieses Bild bestand nicht aus Wolle oder Leinen. Es war die Wirklichkeit, die sich aus der grauen Eintönigkeit des gebleichten Stoffes schälte. Die Wirklichkeit einer Welt, die aussah wie diese hier und die doch durch unüberbrückbare Grenzen davon getrennt war.

Abakus trat als Erster durch das Tor. Dann folgten, eine nach der anderen, die Hexen. Dea war jetzt eine von ihnen, und sie betrat die andere Welt als Vierte.

Goten schritt als Letzter durch den Teppich. Noch im Gehen zog er sein Schwert blank, bereit für eine Attacke aus dem Schatten der Bäume.

Der Waldboden war weich und mit braunen Nadeln bedeckt. Die Luft roch würzig nach Tannengrün und Harz. Sogar ein Uhu schrie in der Ferne.

Diese Welt unterschied sich durch nichts von jener daheim, abgesehen davon, dass es hier wärmer war und kein Schnee lag. Offenbar herrschte hier eine andere Jahreszeit.

Das Tor blieb hinter der Gruppe als leichtes Wabern sichtbar, ein Flirren und Flimmern der Nachtluft. Dea hatte erwartet, dahinter das Bild der Festungshalle zu sehen, doch da war nichts dergleichen. Lediglich die nächstgelegene Baumreihe war zu erkennen, leicht verzerrt und vage.

»Dort entlang«, flüsterte Abakus und deutete vorwärts.

Dea, Goten und die Hexen folgten ihm. Der weiche Boden dämpfte ihre Schritte.

Nach einer Weile drang vor ihnen der ferne Schein eines

Feuers durch das Gewirr der Äste und Stämme. Der Boden war uneben, immer wieder mussten sie in Senken hinabsteigen und auf der anderen Seite mühsam wieder aufwärts klettern. In Anbetracht der Tatsache, dass dies der erste Teil eines Plans war, eine ganze Welt zu unterjochen, erschien Dea ihr Vorgehen ziemlich erbärmlich. Die Hexen des Arkanums gegen die Meister des neuen Jahrtausends – wie pompös das geklungen hatte, als Morgwen davon gesprochen hatte. Stattdessen mussten sie sich nun mit einer Kletterpartie über lockeren Waldboden, Geröll und steinharte Baumwurzeln abfinden.

Trotzdem machte Dea nicht den Fehler, die Macht des Arkanums zu unterschätzen. Sie wusste, zu was die Hexen und Abakus fähig waren – denn ob sie wollte oder nicht, sie war nun selbst eine von ihnen.

Noch immer war ihr schleierhaft, wie Abakus' Plan vereitelt werden sollte. Sie hatte allmählich das Gefühl, dass ihr Hiersein ein großer Fehler war. Sie hätte niemals mitgehen dürfen, sie nicht und nicht ihr Vater. Andererseits: Hatten sie denn jemals eine Wahl gehabt?

Der Feuerschein wurde heller, und bald erreichte die Gruppe eine bewaldete Anhöhe, von der aus sie in ein kleines Tal hinabschauten.

Der Anblick, der sich dort unten bot, ließ Dea vor Ehrfurcht erstarren.

Das Tal wurde von den Strängen einer gigantischen Wurzel ausgefüllt, keiner schmaler als der Leib eines Ackergauls, die größten so dick wie Türme. Aus ihrer Mitte erhob sich der Stamm eines gewaltigen Baumes, breit wie eine Burg, überzogen von dunkler, borkiger Rinde. Die Äste des Riesenbaumes waren nicht zu erkennen, denn nach rund hundert Schritt Höhe verschwand der Stamm in der Finsternis des sternenlosen Nachthimmels.

»Der Weltenbaum«, murmelte Morgwen atemlos an Deas

Seite. »An seinen Zweigen hängen Welten wie Früchte an einem Obstbaum.«

»Wie hoch ist er?«, flüsterte Dea.

»Höher als alles, das du dir vorstellen kannst. Seine Äste umspannen das Diesseits und das Jenseits. So zumindest erzählt man es sich.«

Am Boden des Tals, inmitten des Wirrwarrs aus mächtigen Wurzelsträngen, brannte ein Feuer. Aber es zehrte nicht vom Holz der Wurzel. Seine Flammen ließen den Baum und seine Rinde völlig unangetastet.

»Wo sind sie?«, entfuhr es einer der Hexen.

Von den Meistern des neuen Jahrtausends war keine Spur zu entdecken. Das Wurzelgewirr rund um das Feuer lag da wie ausgestorben.

Abakus starrte düster ins Tal hinab. »Sie sind noch nicht lange fort. Ich kann sie spüren.«

Tatsächlich fühlte auch Dea etwas, eine fremde Präsenz, die sie wie einen exotischen Geruch wahrnahm – allerdings nicht durch die Nase, sondern allein mit der Kraft ihres Geistes. Hätte sie nicht gewusst, dass dieses Gefühl von den mysteriösen Meistern ausging, sie hätte es nicht zuordnen können. So aber hatte sie keinen Zweifel, dass Abakus die Wahrheit sagte. Die Meister waren bis vor kurzem hier gewesen.

Es gelang ihr, einen flüchtigen Blick auf Goten zu werfen. Er nickte ihr kurz zu, ließ aber offen, was er ihr damit bedeuten wollte. Vielleicht sollte das nur heißen, dass alles in Ordnung war. Dass sie nichts zu befürchten hatte. Dass er immer noch Herr seines eigenen Plans war.

Abakus begann den Abstieg ins Tal, seine Hexen folgten ihm. Goten ging als Letzter. Schlitternd und rutschend bewegten sie sich hügelabwärts, bis sie schließlich in die Schatten der äußeren Wurzelstränge traten. Die riesigen Arme der Wurzel erhoben

sich vor ihnen wie Mauern und Torbögen aus Holz. Es war, als beträten sie ein Labyrinth, das ein verrückter Baumeister im Auftrag eines noch verrückteren Gottes ersonnen hatte.

Abakus schritt ohne Zögern weiter in die Richtung des Feuers. Goten hielt sich hinter ihm. Die Hexen jedoch wurden immer langsamer und blieben schließlich stehen. Dea war hin- und hergerissen. Sollte sie bei Morgwen bleiben oder aber Abakus und ihrem Vater folgen?

Abakus wirbelte abrupt herum. Zornentbrannt blickte er die Hexen an.

»Was ist in euch gefahren? Warum bleibt ihr stehen?« Seine Stimme war nur ein gefährliches Zischen.

Die Hexen wagten nicht, ihm zu antworten. Dann aber fasste sich Morgwen, die mächtigste von ihnen, ein Herz.

»Es ist anders, als Ihr gesagt habt«, sagte sie.

»Ganz anders«, pflichtete eine zweite Hexe bei.

»So?«, fragte Abakus lauernd. »Und was soll das bedeuten?«

»Ihr habt gesagt, die Meister wüssten nicht, dass wir kommen«, gab Morgwen aufgeregt zurück. »Ihr habt gesagt, wir hätten gewiss leichtes Spiel mit ihnen.«

»Du zweifelst an meinen Worten?« Der Blick des Hexenmeisters war jetzt so feindselig, dass er einen gewöhnlichen Menschen auf der Stelle getötet hätte. »Ist es das, Morgwen? Rieche ich … Rebellion?«

Morgwens Züge zuckten einen Moment lang, dann aber hatte sie sich wieder unter Kontrolle.

»Wo sind die Meister, Abakus? Warum habt Ihr nicht gewusst, dass sie fort sind?«

»Sie *sind* hier!«

»Dann zeigt uns, wo!«

Ein Anflug von Raserei geisterte über das Gesicht des Hexenmeisters. Dann fuhr er plötzlich herum, riss beide Arme auseinander und warf seinen Kopf in den Nacken. Aus seinem Mund entwich ein hoher, spitzer Laut, vielleicht ein Wort in einer längst vergessenen Sprache.

Rund um die Gruppe stiegen Feuersäulen zwischen den Wurzeln empor und machten die Nacht zum Tag. Gleißende Glut waberte in die Höhe, zerriss die Schwärze und gewährte ihnen einen blitzartigen Blick auf das, was sich über ihnen befand, dort, wo klarer Nachthimmel hätte sein sollen.

Aber da war kein Himmel. Stattdessen spannte sich eine unendliche Masse aus Zweigen über dem Waldland, höher, als ein Vogel hätte fliegen können, und doch einen Herzschlag lang völlig klar und deutlich zu erkennen. Es war der fremdartigste und zugleich majestätischste Anblick, der sich Dea je geboten hatte. Und sie zweifelte, dass sie irgendwann in ihrem Leben noch einmal etwas Vergleichbares würde sehen dürfen.

Sie alle – Abakus, Goten, die Hexen – waren stocksteif geworden. Selbst der grausame Hexenmeister hatte der Faszination dieser endlosen Kuppel aus Holz nichts entgegenzusetzen. Mit seinen Feuersäulen hatte er die Meister aus ihren Verstecken locken wollen – dass sein Zauberlicht stattdessen ein solches Bild enthüllte, machte sogar ihn sprachlos.

Die Flammen vergingen so schnell, wie sie aufgelodert waren, und mit ihnen verschwand auch das Bild der weltumspannenden Baumkrone. Dunkelheit legte sich über den Himmel wie ein schwarzer Vorhang.

Als Abakus, Goten und die rebellischen Hexen aus ihrer Starre erwachten, waren um sie herum sieben Gestalten aus der Finsternis getreten. Ihre Gesichter lagen in den Schatten breitkrempiger Hüte, manche mit Federn geschmückt, andere mit bunten Bändern und Fransen. Sie trugen Kleidung aus Leder

und Wolle, gezeichnet von tausendjähriger Wanderschaft.

Die sieben Meister waren in einem weiten Kreis um die Gruppe aufgetaucht. Einige standen am Boden, andere saßen hoch über den Köpfen der Hexen auf den Wurzelsträngen.

Abakus griff blitzschnell in die Falten seines Gewandes und zog ein gewaltiges Langschwert hervor. Er packte es mit beiden Händen und sah zu, wie weiße Flammen an der Klinge emporkrochen und sie in unirdisches Feuer tauchten.

»Tötet sie!«, kreischte er, und seine Stimme drohte sich vor Erregung zu überschlagen. »Tötet sie alle!«

Auch Goten hielt immer noch sein Schwert in der Hand, hatte die Spitze jedoch zum Boden gerichtet. Damit machte er deutlich, dass er die Waffe nicht gegen die Meister des neuen Jahrtausends erheben würde.

Abakus bemerkte es nicht einmal. Vielmehr zuckten seine Blicke über die sieben schattigen Gestalten hinweg, bohrten sich dann in den Pulk der Hexen. Dea spürte, wie die anderen um sie herum immer unruhiger wurden. Mehr als eine der Hexen verließ der Mut. Die Anschuldigungen Morgwens hatten ihnen vor Augen geführt, dass ihr Anführer keineswegs allmächtig war. Und obwohl er Recht behalten hatte – die Meister waren tatsächlich die ganze Zeit über hier gewesen –, vertrauten sie nicht länger darauf, dass Abakus' Kräfte sie vor der Macht der Meister bewahren würden.

Eine der Gestalten ergriff das Wort. Es war ein Mann, der auf einem der hohen Wurzelbögen saß, ein Bein baumeln ließ und das andere angewinkelt und mit beiden Armen umschlungen hatte. Auch sein Gesicht blieb im Schatten der Hutkrempe unsichtbar.

»Warum richtest du deine Klinge gegen uns, Hexer?«, fragte er. Seine Stimme klang rau und heiser von vielen Nächten des Geschichtenerzählens.

Abakus gab keine Antwort. Stattdessen wies er mit der Spitze

seines Flammenschwertes auf den Mann, der gesprochen hatte. Im nächsten Augenblick löste sich ein Feuerstrahl aus der Klinge und fraß sich durch die dunkle Nacht auf den Meister des neuen Jahrtausends zu.

Der Mann regte sich nicht. Nach allem, was Dea über sie gehört hatte, waren dies vertrauensvolle und friedliche Geschöpfe.

Die Flammenzunge aus Abakus' Schwert raste auf den Meister zu, kam immer näher und näher. Dann aber, ganz plötzlich, verpuffte sie, keine zwei Handbreit vom Gesicht des Mannes entfernt.

Abakus riss die Augen auf. »Was –«. Er brachte die Frage nicht zu Ende. Denn noch im selben Moment erkannten alle, was geschehen war.

Dea hatte beide Arme ausgestreckt und zeigte mit allen zehn Fingern gleichzeitig auf den Meister, der immer noch oben auf der Wurzel kauerte. Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Die Anstrengung war größer, als sie erwartet hatte. Dennoch war es ihr gelungen, Abakus' Angriff auf den Meister des neuen Jahrtausends abzublocken. Sie hatte der Gestalt dort oben das Leben gerettet.

»Du?«, brüllte Abakus entgeistert. »Ich hätte es mir denken sollen!«

»Dea!« Auch Morgwen blickte fassungslos auf sie herab.

»Geht!«, brachte Dea zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Nimm die anderen, Morgwen, und verschwinde von hier. Geht zurück durch das Tor.«

»Verräterin!«, zischte eine der Hexen bösartig und wollte einen entschlossenen Schritt auf Dea zumachen.

Doch Morgwen hielt sie zurück. »Nein. Kein Kampf. Sie ist eine von uns.«

»Bin ich das wirklich?«, fragte Dea leise.

»Du hast dem Arkanum Treue geschworen.«

»Was hättest du getan, an meiner Stelle?«

Morgwen wollte etwas erwidern, doch Abakus kam ihr zuvor. Sein Ruf gellte durch das Tal, brach sich an den Strängen der Weltenwurzel und hallte über die Wipfel der Waldhänge. »Greift sie an!«, brüllte er und ließ das Flammenschwert durch die Luft wirbeln. »Tötet sie alle!« Sein Blick streifte Dea, die immer noch rund zehn Schritte von ihm entfernt stand. »Und du, Kind, wirst erleben, was es heißt, den Zorn des Abakus heraufzubeschwören.«

Dea ließ die Hände sinken. Wenn der Hexenmeister in diesem Augenblick eine seiner Flammenzungen auf sie geschleudert hätte, hätte sie ihm nichts entgegenzusetzen gehabt. Sie fragte sich, ob es an dieser Welt lag, dass selbst ein so einfacher Zauber wie der Schutzschild vor dem Gesicht des Meisters ihr solche Mühe abverlangte.

Zumindest aber bedeutete dies, dass auch Abakus und die anderen Hexen nicht im Vollbesitz ihrer Macht waren.

Vier Hexen lösten sich aus dem Pulk rund um Morgwen und Dea, teilten sich auf und sprangen vier Meistern des neuen Jahrtausends entgegen. Die rätselhaften Gestalten zwischen den Wurzeln blieben ungerührt auf ihren Plätzen, so als gäbe es für sie nichts zu befürchten.

Dea und Morgwen sahen einander an. Dea konnte nur ahnen, was in ihrer Lehrerin vorging. Morgwen war eine Hexe, die sich dem Bösen verschrieben hatte. Was sie jetzt zögern ließ, war nicht etwa ein Schwanken von der dunklen zur hellen Seite der Magie. Vielmehr war es Abakus selbst, der sie zaudern ließ. Ihre einstige Überzeugung von der Herrschaft des Hexenmeisters über das Arkanum war im Laufe des vergangenen Jahres gewichen, und als sie ihn jetzt so vor sich sah, tobend und außer sich, verfestigte sich in der Hexe endgültig der Widerstand gegen ihren Meister.

Morgwen nickte Dea kurz zu, dann wirbelten beide herum und sandten einen gemeinsamen Stoß aus gebündelter Magie in Abakus' Richtung. Wie ein Rammbock aus glühendem Stahl krachte der Zauber in den Rücken des Hexenmeisters, schleuderte ihn vorwärts und prellte ihm das Flammenschwert aus der Hand.

Die vier Hexen, die sich den Meistern des neuen Jahrtausends entgegengestellt hatten, verharrten. Abwartend blickten sie auf ihren Herrn, der sich in diesem Augenblick vom Boden hochstemmte und das Gesicht Dea und Morgwen entgegenwandte.

Seine Augen brannten. Eisblaue Flammen schlugen aus den Höhlen, loderten an seiner Stirn empor und fauchten hoch über seinen Schädel hinaus. »Ihr wagt es …!«, brauste es aus seinem Schlund, und ein frostiger Windstoß wehte Dea und Morgwen ins Gesicht.

Die beiden wechselten in stummem Einverständnis einen erneuten Blick, dann ließen sie ihre Magie ein zweites Mal gegen den Hexenmeister anbranden. Abakus wurde getroffen, doch jetzt überraschte ihn der Angriff nicht mehr; diesmal schleuderte ihn der magische Hieb auch nicht zu Boden. Lediglich ein leichtes Beben lief durch seinen Körper. Das Feuer in seinen Augenhöhlen wurde zwei, drei Herzschläge lang so hell, dass Dea den Blick abwenden musste.

Um sie herum erstarrte die Welt. Die vier Hexen zögerten noch immer, ihren Angriff auf die Meister fortzusetzen. Die fünfte Hexe in Deas und Morgwens Rücken rührte sich nicht. Goten hielt sein Schwert mit beiden Händen, hob die Spitze aber nicht vom Boden – worauf er wartete, wusste wohl nur er selbst.

Die Meister verharrten auf ihren Wurzeln und am Boden, bewegten sich nicht um Haaresbreite und beobachteten das Treiben ihrer Gegner aus dem Dunkel ihrer Hutschatten, so als ginge es in diesem Kampf gar nicht um sie oder um das Schicksal der Welt.

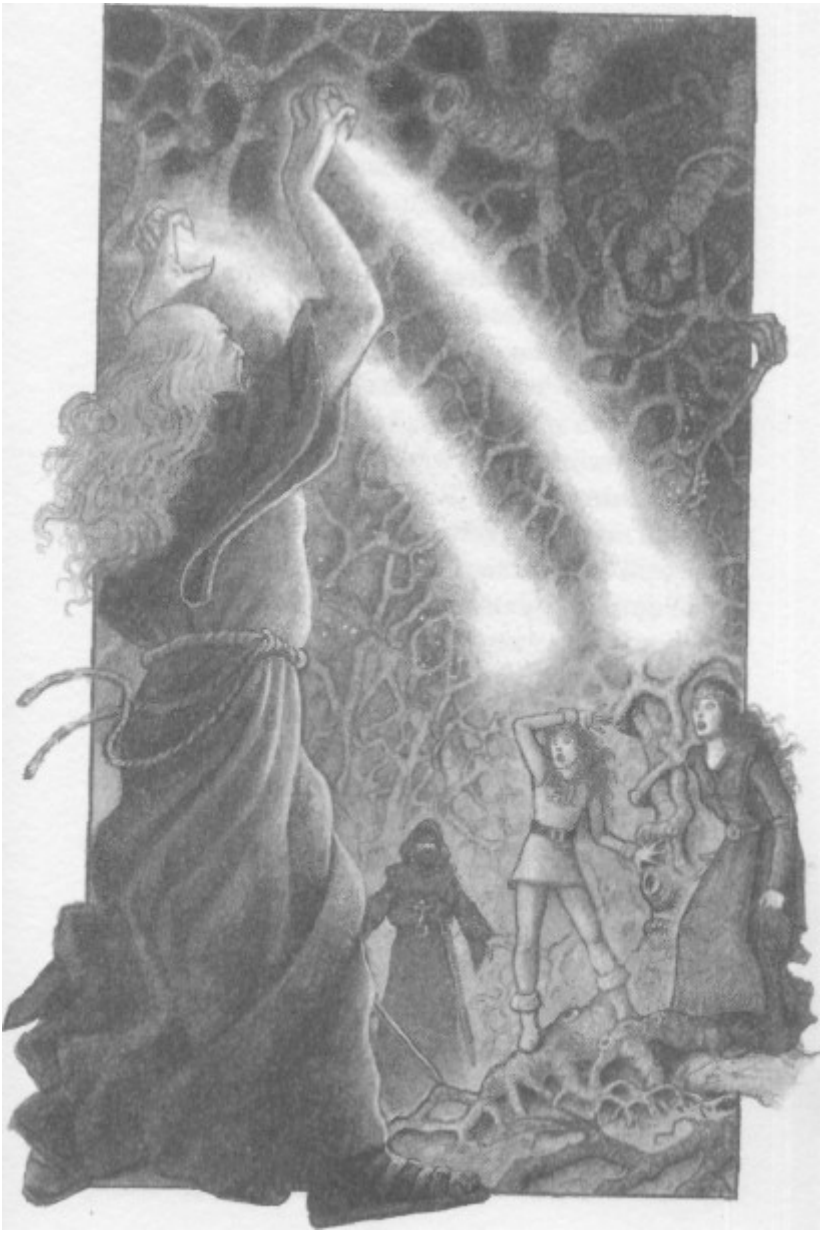
Abakus stieß ein hohes Kreischen aus. Es klang, als schreie ein Dämon in seinem Inneren auf, eine Bestie, die nichts mit einem Menschen gemein hatte. Er ballte die Fäuste, öffnete sie abrupt wieder und schleuderte aus seinen Handflächen zwei glühende Feuerbälle auf Dea und Morgwen.

Als sie die Kugeln sah, wusste Dea, dass sie sie nicht abwehren konnte. Stattdessen warf sie sich zu Boden und kniff die Augen zu, damit das Feuer sie nicht blendete. Mit einem Fauchen raste der Flammenball über sie hinweg und schlug irgendwo hinter ihr in das Gewirr der Wurzeln.

Auch Morgwen bückte sich, wenn auch eine Spur zu spät. Die Hitze der Kugel versengte ihr langes Haar. Ihr Gesicht verzerrte sich vor Schmerz. Aber Abakus' Zauber hatte sie nur gestreift, war über sie hinweggewirbelt und setzte beim Einschlag eine hohe Eiche in Brand.

Dea schaute besorgt zu ihrer Lehrerin auf. Morgwen war geschwächt, das musste auch Abakus erkennen. Doch statt einen erneuten Feuerstoß abzugeben, versuchte er es nun mit einer besonders tückischen List. Ganz nahe bei Dea und Morgwen befand sich immer noch die fünfte Hexe, die bis zuletzt gezögert hatte, sich auf eine der beiden Seiten zu schlagen. Doch nun ergriff Abakus' Geist von ihr Besitz. Bevor Dea einen Warnruf ausstoßen konnte, war die Frau bereits heran, stürzte sich von hinten auf die ahnungslose Morgwen und verwickelte sie in ein wildes Handgemenge. Beide Hexen setzten ihre magischen Kräfte ein, und beiden wurde zu spät bewusst, was sie damit anrichteten.

Das Knäuel ihrer kämpfenden Körper wurde plötzlich von gleißendem Licht umhüllt. Dea schrie auf, doch sie war machtlos. Als der weiße Glutball erlosch, waren die beiden Hexen verschwunden, Morgwen ebenso wie ihre Gegnerin. Sie hatten sich gegenseitig in schwarzen Rauch aufgelöst.



»Dea!«, brüllte in diesem Augenblick Goten. »Bring dich in Sicherheit!«

Während Dea ihren Tränen um Morgwen freien Lauf ließ, sah sie verschwommen, wie ihr Vater endlich sein Schwert emporriss und zu einem gewaltigen Schlag gegen Abakus ausholte.

Der Hexenmeister machte eine Handbewegung. Sogleich löste sich sein Flammenschwert vom Boden und landete in seinen Fingern. Er parierte Gotens Hieb im letzten Augenblick und holte dann selbst zu einem Vergeltungsschlag aus.

Derweil verließ die vier Hexen beim Schicksal ihrer beiden Schwestern endgültig der Mut. Sie erkannten, dass Abakus jede von ihnen, ohne zu zögern, opfern würde, wenn es nur seinen eigenen Zielen diente – so, wie er es mit Morgwens Gegnerin getan hatte.

Alle vier wandten sich von den regungslosen Meistern des neuen Jahrtausends ab und stürmten auf demselben Weg davon, der sie vorher hinab ins Tal geführt hatte. Sie passierten die brennende Eiche, dann waren sie im Dickicht des Waldes verschwunden. Irgendwo hinter dem Hügel waberte immer noch das offene Portal zwischen den Welten; wenn sie schnell waren, konnten sie es vielleicht erreichen, bevor sich alle ihre Träume und Wünsche von einer Herrschaft des Bösen endgültig in Wohlgefallen auflösten.

Goten und Abakus lieferten sich ein erbittertes Gefecht. Immer wieder prallten die Klingen aufeinander, doch bald schon wurde deutlich, dass Gotens Schwert aus Stahl jenem von Abakus nicht gewachsen war. Das magische Feuer um die Klinge des Hexenmeisters fraß sich zischend in Gotens Waffe. Es würde sie früher oder später zerbersten lassen.

Dea erkannte, wie es um ihren Vater stand. Sie versuchte verzweifelt, ihn mithilfe eines Abwehrzaubers zu schützen. Doch alles, was sie tun konnte, war, ihn vor Abakus' Magie zu

bewahren, nicht aber vor seiner Klinge. Wenn es dem Hexenmeister gelang, seine Abwehr zu durchbrechen, würde er Goten töten, so wie er es in einem gewöhnlichen Schwertkampf getan hätte. Kein Zauber der Welt würde ihr dann noch etwas nützen.

Da ertönte ein schrilles Knirschen. Gotens Waffe brach entzwei. Abakus verharrte und stieß ein höhnisches Lachen aus.

»Du hättest nicht versuchen sollen, mich zu hintergehen, Goten. Wir hätten wie Brüder sein können, Zwillingsherrscher auf dunklem Thron. Aber du hast das nie wirklich gewollt, nicht wahr? Ich habe mich von dir täuschen lassen, weil ich es so wollte. Oh, wie habe ich mir gewünscht, unsere Kräfte zu vereinigen – meine Magie und deine Weisheit. Aber du musstest dich ja unbedingt gegen mich stellen!«

Damit hob er sein Flammenschwert hoch über seinen Kopf, um es auf Goten herabsausen zu lassen.

Goten warf Dea einen traurigen Blick zu, und seine Lippen formten stumme Worte: *Du musst weitermachen, Dea. Sei die Hüterin meines Erbes. Lass nicht zu, dass Abakus siegt.*

Noch während Abakus' Klinge auf ihn herabfuhr, stieß Goten überraschend den Rest seines zerbrochenen Schwertes vor. Es war nicht viel, was er in der Hand hielt, nur der Griff, die Parierstange und ein fingerlanges Stück der geborstenen Klinge. Dennoch reichte es aus. Der Klingenrest bohrte sich durch Abakus' Gewänder und grub sich in seine Brust. Gleichzeitig traf das Schwert des Hexenmeisters seinen Widersacher und tötete ihn mit einem einzigen Hieb.

Dea schrie auf, als sie sah, wie ihr Vater zusammensackte.

Abakus ließ das Flammenschwert fallen und taumelte zurück. Er starrte den Schwertgriff in seiner Brust an, als könne er nicht glauben, was doch unumstößlich feststand: Goten hatte noch während seines letzten Atemzuges Abakus' Herz durchbohrt.

Der Hexenmeister schaute fassungslos die weinende Dea an,

blickte dann über die Schattengesichter der sieben Geschichtenerzähler. Er brach nicht zusammen und starb, wie es ein gewöhnlicher Mensch getan hätte. Die Klinge in seinem Herzen vermochte ihn nicht zu töten, und doch schwächte sie ihn. Ihm blieb keine andere Möglichkeit als die Flucht. Mit einem letzten Brüllen voller Zorn und Hass riss er sich den Griff aus der Brust, dann verwandelte er sich in eine Nebelwolke und schoss schnell wie ein Blitz den Hang hinauf, zurück zum Tor in die andere Welt.

Dea schleppte sich an die Seite ihres toten Vaters. Sie weinte laut und lange, bis ihr schließlich bewusst wurde, dass die Meister des neuen Jahrtausends sie immer noch beobachteten.

Mühsam richtete sie sich auf ihren Knien auf und wies anklagend mit dem Zeigefinger auf jenen der Meister, den sie vor Abakus' Feuerstoß gerettet hatte.

»Es ging um *euch,* um *euer* Leben!«, rief sie mit tränenerstickter Stimme. »Aber ihr habt einfach nur zugeschaut! Ihr … ihr Feiglinge!«

Der Mann, zu dem sie gesprochen hatte, glitt von der Wurzel und kam vor ihr am Boden auf. Noch immer fiel kein Lichtstrahl auf sein Gesicht.

»Wir hätten nichts ändern können«, sagte er sanft. »Alles, was geschehen ist, stand seit tausend Jahren fest. Wir selbst haben es damals so festgelegt.«

In Deas Kopf herrschte ein solches Chaos aus Trauer und Wut, dass sie einen Moment brauchte, ehe sie begriff, was er da sagte. »Es war … es war nicht zu ändern?«, stammelte sie.

»Abakus hätte uns nie besiegen können. Er und seine Hexen hätten unsere Stellen niemals einnehmen können – ganz einfach, weil wir es nicht so bestimmt haben, damals, bei unserer letzten Zusammenkunft vor tausend Jahren.«

»Dann war alles umsonst?«, fragte sie fassungslos. »Alles vergebens?«

»Nein«, entgegnete der Meister des neuen Jahrtausends entschieden. »Dies alles ist geschehen, um dich zu uns zu führen, Dea. Dies ist der Weg, der dir seit tausend Jahren vorherbestimmt war. Denn wir werden dir etwas geben. Etwas, das dir helfen wird, den Wunsch deines Vaters in die Tat umzusetzen.«

Und damit glitten von allen Seiten die übrigen Meister heran, bis sie einen Halbkreis um Dea gebildet hatten.

»Streck deinen Arm aus«, sagte ihr Sprecher.

Dea tat, was er verlangte. Nicht, weil sie es wirklich wollte, sondern weil sie nicht mehr die Kraft aufbrachte, sich zu widersetzen.

Die sieben Meister berührten nacheinander ihren Unterarm. Und jeder hinterließ dort etwas. Ein Zeichen. Eine Rune. Einen rätselhaften Buchstaben.

Als Dea schließlich den Arm zurückzog, prangten darauf sieben Male. Sie sahen aus, als wären sie aufgemalt oder gar in die Haut eingebrannt.

»Die Sieben Siegel«, sprach jener Meister, der direkt vor ihr stand. »Sie werden dich auf deinem weiteren Weg begleiten, sichtbar oder unsichtbar. Schon bald werden sie verblassen. Doch wenn sich dir etwas Böses nähert, werden sie erscheinen und dich warnen. Aber gib Acht, kleine Dea: Die Siegel warnen nicht nur, sie locken auch! Die Mächte der Finsternis werden davon angezogen werden wie Motten vom Licht. Dein Leben wird ein einziger Kampf sein. Aber vielleicht, nur vielleicht, wirst du triumphieren. Du, oder einer der Siegelträger, die dir nachfolgen werden.«

Dea wollte das alles nicht hören. Sie wollte nur trauern – um ihren Vater, um Morgwen und ein wenig auch um sich selbst. Es war nicht gerecht, dass ausgerechnet ihr dies alles widerfuhr.

Und trotzdem ließen die Worte des Meisters sie aufhorchen. Bevor sie aber eine Frage stellen konnte, fuhr das geheimnisvolle Wesen fort:

»Sei gewappnet, Dea. Wir werden dein weiteres Schicksal bestimmen. Du wirst unsterblich sein.«

»Un …, unsterblich?«

»Du bist zu wichtig – und zu mächtig –, als dass dir die Gnade des Todes gewährt werden könnte. Du wirst weiterleben, Dea. Du wirst die Mächte des Bösen bekämpfen, wann immer du auf sie triffst. Und du wirst Männer finden, die du liebst, und gemeinsam mit ihnen Kinder zeugen. Und irgendwann wird eines unter diesen Kindern sein, das würdig ist, dein Erbe anzutreten. Dann, vielleicht, wirst du zur Ruhe kommen. Ein Mädchen, eines wie du, Dea, wird geboren werden, und es wird zur neuen Trägerin der Sieben Siegel werden und deinen Kampf fortsetzen. So wie du von heute an weiterführst, was dein Vater begonnen hat.«

Dea hatte Fragen – dutzende; hunderte, vielleicht –, aber sie kam nicht dazu, auch nur eine einzige zu stellen. Die Meister des neuen Jahrtausends wichen einige Schritte zurück, hoben ihre Hände und schufen kraft ihres Willens ein neues Portal, gleich hier, vor Deas Augen. Und ehe sie sich versah, gab ihr von hinten etwas einen Stoß, eine Windböe vielleicht oder eine geisterhafte Hand. Sie fiel nach vorne, geradewegs in das Wabern und Flimmern der Luft, und das Nächste, was sie vor sich sah, war Stein. Der Steinfußboden der großen Halle.

Sehr langsam, sehr mühselig richtete sie sich auf. Hinter ihr glühte der Wandteppich noch einmal grell auf, dann zerfiel er zu Asche.

Von Abakus und den übrigen vier Hexen gab es nirgends eine Spur. Dea machte sich auf, die Festung zu durchsuchen, ehe ihr klar wurde, dass die Meister gewiss mächtig genug waren, Abakus' Portal in eine andere Richtung zu lenken. Wer weiß,

dachte sie, wohin es ihn und die anderen verschlagen hat! Hierher jedenfalls nicht.

Vor der Tür des Allerheiligsten blieb sie stehen. Halbherzig machte sie den Versuch, sie zu öffnen. Es gelang ihr nicht. Ohne Abakus' magischen Schlüssel gab es keinen Weg in die Kammer und zum geheimen Buch der Namen. Ganz gleich, welchen Zauber sie auch auf das Schloss anwandte, alle blieben erfolglos. Nach einer Weile wandte sie sich ab und setzte ihren Streifzug durch die Festung fort.

Das Gemäuer war verlassen.

Fast, zumindest.

Als Dea kurz darauf auf Gotens Pferdewagen durch das Tor der Festung schaukelte, kauerte etwas neben ihr auf dem Kutschbock. Etwas Dunkles, Ledriges. Ihr neuer Hexengefährte.

Statt eines schwarzen Katers saß dort die Riesenlaus, rasselte leise und schmiegte sich mit ihrem kühlen Lederpanzer an sie.

Dea schenkte dem Rieseninsekt ein sanftes Lächeln, dann trieb sie das Pferd zur Eile. Der Wagen rollte den Hang hinauf, erreichte den Waldweg und bog nach Norden.

Der hohe, kalte Norden. Reich des Eises und der Einsamkeit. Ein Ort, an dem eine Kreatur wie Abakus sich wohl fühlen mochte. Dea war sicher, dass es ihn irgendwann dorthin verschlagen würde.

Sie würde ihn erwarten. Ihn bekämpfen und besiegen.

Warten war etwas, das ihr leicht fiel. Denn Dea hatte alle Zeit der Welt.

Kai Meyer, geboren 1969, hat zahlreiche unheimliche und spannende Romane veröffentlicht, darunter »Göttin der Wüste«, »Die Alchimistin« und »Der Rattenzauber«. Die Bände der Sieben-Siegel-Reihe sind seine ersten Bücher für junge Leser. Er lebt und arbeitet in einem großen Haus am Rande der Eifel und blickt von seinem Schreibtisch auf die Türme einer Burg aus dem Mittelalter. Seine Frau Steffi und sein Sohn Alexander behaupten, man müsse ein wenig verrückt sein, um solche Geschichten zu erfinden – aber vielleicht sind ja gar nicht alle erfunden? Dämonen sind ihm noch keine begegnet, allerdings zwei üble Quälgeister: seine Hunde Goliath und Motte, die verfressener sind als all die gruseligen Monster in seinen Büchern.

Wahed Khakdan wurde 1950 in Teheran geboren. Sein Vater arbeitete erfolgreich als Filmarchitekt und Bühnenbildner. Schon ganz früh – im Alter von zwei Jahren – war Wahed Khakdan fasziniert von allem, was mit Zeichenstift und Farbe zu tun hat. Später studierte er an der Kunstschule und anschließend an der Akademie der Schönen Künste in Teheran. 1984 kam Wahed Khakdan nach Deutschland. Er ist als freiberuflicher Künstler und Illustrator tätig – seit einigen Jahren auch im Kinder- und Jugendbuchbereich. Am liebsten lässt er in seinen Illustrationen der Fantasie freien Lauf. Deswegen haben es ihm die gruseligen Wesen der Sieben-Siegel-Reihe auch besonders angetan.